Herzblut.

Roman

von

Oswald Tiedemann.

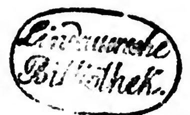
Erster Band.

1855.

Prag.
Druck und Verlag von
Kath. Gerzabek.



Leipzig.
In Commission bei
Heinrich Hübner.



Herzblut.

Erster Band.

Wenn die Menschen anfangen zu sinken, dann sinken sie schnell.



Erstes Capitel.

Der Stadt B... in Westpreußen gegenüber liegt eine Insel, die von einem Förster bewohnt und gemeinhin ‚die grüne Insel' genannt wird.

Sie ist königliches Eigenthum und gehört zu dem großen Waldgebiete, das sich in dieser Provinz auf beiden Ufern der Weichsel ausbreitet und bis tief über die russische Grenze hinzieht.

Das Forsthaus steht nahe am Strande unter dem Schutze mächtiger Eichen; die weißen Außenwände sind neu getüncht, die mit einem gewaltigen Hirschgeweih geschmückte Thür erglänzt von frischem braunen Anstrich, die Fenster schimmern hell und rein, und hinter den Scheiben zeigen sich sehr saubere weiße Gardinen; alles verräth die sorgsame und wirthliche Hand, die hier waltet.

Es war im Herbst. Die angeschwollenen Fluthen der Weichsel wälzten sich grollend weiter, ein scharfer Ostwind schüttelte den Wald, daß er ächzend auf-fuhr und seine Blätter weithin ausstreute. Der Himmel war dicht umwölkt, schwarz hing es herab, es schien als wolle er mit der trüben und schmutzigen Farbe des Wassers wetteifern, das steigend die Ufer bedrohte . . . .

Im Erdgeschoß des Hauses war es still, die Bewohner waren ausgegangen, und nur oben im Giebelzimmer saß eine Frauengestalt am Fenster und blickte starr vor sich hinaus auf den Strom und die gegenüberliegende Stadt. Sie war schwarz gekleidet und hielt in der einen Hand einen Spiegel, wäh-rend sie mit der andern das Haupt stützte . . .

Es wurde Abend. Am andern Ufer tauchten hie und da Lichter auf, die Strahlen zitterten über die bewegte Wasserfläche, brausend peitschten ein-ander die Wellen, der Wind erhob sich zum Sturm, und klagend fuhr es durch die Wipfel der Bäume zur Erdfläche nieder, über den kleinen Garten am Forsthause hin — das laute Abschiedslied der grünen Blätter und Blumen.

Noch immer verharrte die Frauengestalt regungs-los, da entglitt ihrer Hand der Spiegel; sie fuhr

auf, ein heftiges Zittern ergriff ihren ganzen Körper, fieberhaft zuckte es um ihren Mund, sie hob den Spiegel rasch wieder auf, hielt ihn dicht vor das Gesicht — ein Blick — und sie warf ihn wieder von sich, daß er am Boden klirrend zersplitterte ...

Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, und leise anfangs, dann lauter sprach sie vor sich hin. Es waren abgebrochene Sätze, ohne Zusammenhang, und häufig wiederholte sich darin der Name eines Mannes. Sie wechselte dabei den Ton ihrer Stimme und den Ausdruck ihres Gesichts, und bald flüsterten ihre Lippen eine so tiefe Klage, wie sie nur das gebrochene Herz, wenn es von der Erinnerung am bittersten gefoltert wird, leise hören läßt, oder der Nachthauch des Herbstes, wenn er von schauernden Aesten die letzten grünen Blätter sachte herabschüttelt; bald — wie öfter das Nachdenken dem Schreck folgt — murmelte sie sinnend ein Wort der Liebe vor sich hin, mehreremal dasselbe, bis es sich verlor, dann fuhr sie wieder empor, ihr Haupt hob sich, und mit zornfunkelnden Augen und schwer gedämpfter Stimme sprach sie den Haß aus, den sie in dieser Minute empfand; und wieder wurde sie stiller, lautlos — bis sich ein neuer Gedanke ihrer Seele bemächtigte und in drängenden Worten Luft machte ...

Sie betete; aber es war das Gebet der Verzweiflung, von dem die Andacht so fern ist, wie der Glaube . . .

Es war inzwischen völlig dunkel geworden. Ruhiger, aber auch mit ganzer Trostlosigkeit setzte sie sich an den Tisch, zündete eine Lampe an, und schrieb folgende Zeilen:

„Es ist der gewöhnliche Lauf der Welt, daß sich Alles drängt, den sichern Polsterstuhl der Bequemlichkeit zu erreichen; warum solltest Du anders sein? Ich habe vom Manne nie viel gehalten, und doch hab' ich gefehlt, nein, gegen mich, gegen Alle, die mir theuer waren, gegen Gott gesündigt ... Eine Stunde ist nichts im Leben; eine Stunde Schmerz eine Unendlichkeit. So leb' ich jetzt; Freude, Ruhe, Hoffnung sind für mich dahin. Ich weiß nicht, ob mehr zum Elend gehört, aber das weiß ich, daß ich unendlich leide . . . Du willst Nachricht von mir haben, dennoch, trotzdem wir getrennt sind, getrennt für die Ewigkeit? Werden Dir diese Zeilen genügen? Es sind die ersten, die ich Dir schreibe, und mehr, andere, die willkommenere, stehen meinem gefolterten Herzen nicht zu Gebot — jetzt nicht. Ich schließe — Du weißt daß ich lebe. —“

Sie siegelte den Brief und schrieb die Adresse.

Die Feder ruhte dann noch lange in ihrer Hand, und eben so der Blick auf dem einst so theuren und noch immer unvergessenen Namen. Die Erinnerung zog an ihrer Seele vorbei, und sie sah außer dem elterlichen Hause, hinter sich Schmerz, Trauer, Trostlosigkeit um das verlorene Kind, und wieder dahin zurückgekehrt nach einer Reihe von Jahren, fand sie bei Vater und Mutter die alte Liebe, aber ihr eigenes Herz war ausgebrannt und versunken in Trostlosigkeit und Trauer . . .

Es waren dieß kaum einige Wochen her, daß sie eben so unerwartet nach der Heimath zurückgekommen, als sie daraus unverwartet verschwunden war, und nachdem man von ihr mehrere Jahre nichts gehört hatte. Man hatte sich bereits daran gewöhnt, sie todt zu denken, und die besondern Umstände, unter denen sie die väterliche Wohnung verlassen, ließen es den Eltern fast wünschenswerth erscheinen, daß es so wäre; um so größer war daher die Ueberraschung, als sie plötzlich wiederkehrte. Viel Freude herrschte nicht beim Wiedersehen, aber das elterliche Herz ist weit, und die Bewohner des Forsthauses waren so wackere Leute, daß sie bald den Schmerz vergaßen und verziehen, der ihnen durch ihre älteste Tochter bereitet worden.

Am bittersten empfand sie aber selbst den Einfluß der Zeit. Wie sehr hatte sie sich verändert! Das früher so schöne Mädchen, die Aufmerksamkeit der Männer, der Neid ihres Geschlechtes, war bis zum Erschrecken abgemagert, das Gesicht hatte eine häßliche Farbe, die Züge waren tief eingeschnitten, und alles zusammengenommen, gewährte das eben so vollkommene als bedauernswerthe Bild eines gebrochenen jungen Lebens . . .

Ueber die Erlebnisse während ihrer langen Abwesenheit beobachtete sie ein tiefes Schweigen, und man dachte schonend genug, sie nicht weiter zu befragen. Am liebsten war sie allein, bald auf einsamen Spaziergängen, bald in dem kleinen Giebelzimmer, das man für sie eingerichtet. Hier verweilte sie oft ganze Tage, gewöhnlich still und gedankenvoll vor sich hinausblickend, und nur wenn sie sich im Hause allein glaubte, überließ sie sich nicht selten den leidenschaftlichsten Ausbrüchen und ihr ganzes Wesen ergriff eine Erregung, die nur durch ungewöhnliche Motive hervorgerufen werden konnte . . .

Ein Verlust quälte sie am meisten und um so furchtbarer, als sie nicht daran glauben mochte — der Verlust ihrer Schönheit. Mit einer fast dämonischen Begier haschte sie nach einem Spiegel, sie hob

ihn auf, warf ihn weg, um nach einigen Minuten von neuem darnach zu greifen. Es wurde oft eine Selbstfolter der grausamsten Art, und dagegen helfen alle Vernunftgründe nichts, die sie sich in ruhigeren Momenten vorhielt, nichts die Früchte einer guten Erziehung, die sie mit ihrer jüngeren Schwester Therese erhalten hatte.

Es war einmal die ganze Freude und der Stolz des Vaters gewesen, daß er ihnen diese Erziehung hatte geben können, nachdem ihm eine eben so unerwartete als ansehnliche Erbschaft zugefallen war. Er that es nicht aus Ueberhebung, nicht um mit gelehrten Töchtern zu prunken, er ging vielmehr von der ganz richtigen Ansicht aus, daß das Wissen und der gebildete Geist das Geld ersetzen, und nicht wie dieses verloren gehen können. Aber es war nur ein Erfahrungssatz, den er hier ausführte, er selbst hatte zu wenig Kenntnisse, um einen schicklichen Erziehungsplan zu entwerfen, und so war es gekommen, daß der schadenfrohe Zufall ihm eine Erzieherin zuführte, die neben ihren allerdings schätzenswerthen Kenntnissen aus dem intelligenten Berlin Ansichten mitbrachte, die so unbefangene Gemüther, wie die Töchter des Försters, durch fortwährende Mittheilung geradezu verwirren mußten.

Die Gouvernante beschäftigte die Phantasie ihrer Zöglinge mit den eigenthümlichen Genüssen und Vorzügen der großen Residenz, und durch ihre Eitelkeit gedrängt, ließ sie sich auch nicht selten zu Erzählungen verleiten, wobei sie zu eigener Genugthuung in einem Kreise von Männern die anziehendste Rolle gespielt hatte. Es geschah dieß immer dezent, unbewußt, zum größten Theil aus Plauderhaftigkeit, aus einem Gefühl der Ueberlegenheit, das gewisse Residenzbewohner in der Provinz nur gar zu gern geltend machen; aber wer das wichtigste Amt, das der Erziehung zu seinem Berufe erwählt, muß vor allem nie die Selbstbildung aus dem Auge lassen und die Vorsicht am weitesten ausdehnen.

Zu spät, und merkwürdig genug, von der Försterin zuerst, einer einfachen schlichten Frau, die immer gegen die zu vornehme Erziehung, wie sie es nannte, gewesen, wurde die schlimme Materie darin bemerkt, und die Urheberin entlassen. Die Gouvernante ging nicht mehr als gern von der einsamen Insel und aus der Nähe der kleinen philiströsen Provinzialstadt, aber Anna und Therese, die Töchter des Hauses, namentlich die erste und ältere, trennten sich nicht so leicht von dieser Person, die sich ihnen angenehm zu machen gewußt, und ihre Entfernung

verminderte erst nach geraumer Zeit die eben so verlockenden als schädlichen Eindrücke, die sie durch ihre Bilder aus der Residenz in die unbefangenen Gemüther gelegt hatte.

Am wenigsten war noch die jüngere Tochter Therese davon berührt worden, wogegen die um fünf Jahre ältere Schwester Anna von der Gouvernante das Gift empfangen hatte, das sie später hauptsächlich zur Flucht aus dem elterlichen Hause verleitete . . .

Zweites Capitel.

Während Anna noch immer gedankenvoll auf den vor ihr liegenden Brief blickte, waren die Eltern und die Schwester nach Hause zurückgekehrt. Therese's fröhliches Lachen scholl zu ihr herauf, und es dauerte nicht lange, so kam Robert, der Forstgehilfe, um sie einzuladen, zum Abendessen herunterzukommen. Sie folgte ihm schweigend, nachdem sie den Brief sorgfältig verborgen.

Wo sich eine Anzahl guter Menschen versammelt, giebt es immer ein heiteres Bild. Papa

Wolfram, der grauschnurbärtige Förster, war heute so recht aus dem Häuschen, denn sein Lieblingswetter erwürgte draußen die letzten Spuren des Sommers und verkündete die fröhlichste Jagdzeit. Mit großen Schritten, hie und da aus aufrichtiger Zärtlichkeit dem knurrenden ‚Caro‘ einen Fußtritt versetzend, ging er rauchend im Zimmer auf und ab, und sein silberbeschlagner Meerschaum dampfte in einer Weise, daß der Herr Förster von einem Ende des Zimmers zum andern nicht zu erkennen war.

Seine Frau, eine gutmüthige kleine Gestalt, sah dieser Dampfarbeit, obgleich sie sie hätte gewohnt sein müssen, mit stillem Aerger zu. Zu sagen wagte sie aber nichts, dafür beschleunigte sie das Abendessen und, als es fertig auf dem Tische stand, ging sie auf den gestrengen Hausherrn zu, nahm ihm ohne Umstände die Pfeife aus dem Munde und meinte: „Du, ich habe heute gewaschen!“

Der Förster blickte nach den Gardinen am Fenster, lachte, und setzte sich an den Tisch. Ihm gegenüber saß, wie er es wünschte, sein Goldkind Therese, und in der That! sie verdiente diesen seinen Lieblingsausdruck vollkommen. Sie war sechszehn Jahre alt, hatte eben die Schwelle der Jungfräulichkeit überschritten, war frisch, gesund, blühend, ein so

seltenes reizendes Wesen, daß sie vollkommen die Zärtlichkeit rechtfertigte, mit der sie von ihren Eltern überschüttet wurde.

Ihr zur Rechten saß Robert, ein schlanker hübscher Bursch, der merkwürdig lärmen und lustig sein konnte, sobald Therese nicht zugegen war, in ihrer Nähe aber wurde er still und wortkarg wie ein todter Trappist. Gut zudem, daß er auf keinem feindseligen Fuße mit der Magd des Hauses stand, denn sie versorgte ihn nachträglich mit kalter Küche, wenn er, wie das fast immer geschah, hungrig von der Familientafel aufstand.

An Robert reihten sich dann Anna und die Frau Försterin, die indeß, von quecksilberner Behendigkeit, alle Augenblicke aufzustehen und dieß und jenes Vergessene nachzuholen hatte.

So oft Anna, die älteste Tochter, bei Tische erschien, verfinsterte sich das Gesicht des ‚Alten', wie der Hausherr in der Regel von allen Uebrigen genannt wurde, ein Blick jedoch auf die holde Therese machte seinem Unmuth schnell ein Ende.

Das sonst so muntere Mädchen war aber heute merkwürdig still; sie blickte sinnend vor sich hin und berührte kaum die Speisen, die ihr die Mutter vorlegte. Ihre Schweigsamkeit fiel dem Alten um so

mehr auf, als er gewohnt war, durch ihre Schelmereien für seinen nachhaltigen Appetit die beste Würze zu erhalten; er fragte deßhalb, bald wieder zu seiner Pfeife greifend, ohne den darüber herkömmlichen Seitenblick seiner Frau zu beachten: „Was fehlt Dir denn, Mädchen? Du bist ja heute so still.“

Therese seufzte tief auf und antwortete mit ihrer melodischen Stimme, indem ein heiteres Lächeln die Wolke des Nachdenkens von ihrer reinen Stirn verscheuchte: „Mir fehlt nichts, Vater, ich kann nur den Gedanken an die heutige Vorstellung im Theater nicht loswerden. Es war doch gar zu schön!“

Hätte Jemand von den Anwesenden Anna beobachtet, er hätte in diesem Augenblicke wahrgenommen, wie es über ihr Gesicht zuckte und wie sie das Auge mit einem Ausdruck auf ihre Schwester haftete, der ein Gemisch von Schreck, Erstaunen und Spannung enthielt.

Therese fuhr fort: „Ich kann mich nicht entsinnen, daß je etwas einen so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Das war alles prächtig, hinreißend, und mit den Schauspielen, die ich sonst gar nicht leiden mochte, bin ich vollständig ausgesöhnt.“

Anna senkte das Auge, beugte sich vor, um kein Wort zu verlieren.

Der Vater lachte: „Da nimmst Du schöne Windbeutel in Deinen Schutz! Ich habe da eben nicht mehr gesehen, als was man alle Tage in der Komödie sehen kann: Täuschung und Firlefanz. Wenn Du öfter in die Komödie gehen wirst, wirst Du auch schon dahinter kommen. Gott behüte aber, daß Du mit den liederlichen Vögeln, den Schauspielern, Bekanntschaften machst! das taugte gerade für ein junges Mädchen!"

„Also darf ich, Vater?" rief sie lebhaft. „Darf ich?"

„Was denn?" meinte er gutmüthig.

„Oefter in's Theater gehen? Es ist heute das erstemal seit meiner Kindheit, daß ich dort war, und ich könnte Dir fast böse sein, Vater, daß Du mich nicht früher in's Schauspiel geführt."

„Nun", entgegnete er, der nicht im Stande gewesen wäre, seinem Liebling etwas abzuschlagen — „wenn Du Dich gut aufführst, so kannst Du die acht Tage benützen, die der Director noch in B . . . bleibt. Aber allein darfst Du mir nicht hin, Jemand muß mit; ich bin die Komödie satt, und habe nur heute dem Drängen Deiner Mutter nachgegeben; auf mich kannst Du also nicht rechnen."

„Dann geh' ich mit Therese!" fiel die Försterin

dazwischen. „Ich komme so das ganze Jahr nicht aus dem Hause!“

„Es wird deßhalb das Gescheidteste sein, wenn Du auch jetzt keine Ausnahme machst“, entschied der Hausherr mit lachendem Munde. „Ich dächte, Du wärest über das Alter der Thorheiten hinaus und hättest in Deinem Leben Vergnügen genug gehabt. Nebenbei hast Du selbst mir viel zu häufig Komödie vorgespielt, als daß ich Dich noch weiter in die Lehre schicken sollte. Du bleibst bei mir hübsch zu Hause, und vielleicht begleitet Anna die Schwester.“

Diese erschrack sichtbar bei den halb fragenden Worten und eine dunkle Röthe überdeckte ihr Gesicht. Nach einer kurzen Pause, in der sie sich zu faßen suchte, antwortete sie eben so leise als bestimmt: „Nein, Vater, mich wähle nicht.“

Der Förster, der seine älteste Tochter nie ohne verfinsterte Stirn anblicken konnte, wandte sich eben so rasch wie er nach ihr hinübergesehen, wieder von ihr ab, und sagte: „Nun, so mag Dich Robert begleiten.“

Der junge Forstgehilfe machte es wie Anna, er erröthete bis tief über die Stirn, aber den Vorschlag wies er nicht zurück, und als nun gar Therese vor Freude über die erhaltene Erlaubniß in die Hände

klatschte, die seinigen ergriff, und mit ihm einmal durch das Zimmer schwenkte, da fühlte er sich so selig wie noch nie, und sein Herz hörte nicht auf, stärker zu schlagen . . .

Eine glückliche Minute sog er aus dem fröhlichen Uebermuth eines noch fast kindischen reizenden Mädchens — eben so unbewußt, wie sie sich unbewußt dem Ausbruch ihrer Empfindungen überließ. Die Jugend hat noch keinen Maßstab für das Gebotene; sie feiert oder verwirft es nach dem ersten Eindruck . . .

Die Nacht, die diesem Abend folgte, war für drei Personen eine sehr unruhige. Robert kämpfte mit dem Schlaf, aber er wollte nicht kommen; immer wurde er verscheucht durch die anmuthige Erscheinung Therese's, die sich gewaltsam an seine Sinne drängte und ihn in eine Aufregung versetzte, die er früher wohl vorübergehend, aber noch nie so anhaltend und in so hohem Grade empfunden. Freilich war es bis jetzt auch noch nicht vorgekommen, daß sie so ungebunden mit ihm verfahren wäre, und er fühlte das heiße Feuer, das mit ihrer Berührung in seine Hände gekommen war, in allen Fasern vertheilt. Ihr leuchtendes Antlitz sah er immer wieder vor sich, wenn er sich auch noch so sehr anstrengte,

um die Augen fest zu verschließen; die ihrigen brannten sich tief in seine Seele, und erst der dämmernde Morgen befreite ihn von der seligen Pein, die sie ihm so unverschuldet bereitete . . .

Anna trat mit einer fieberhaften Aufregung in ihr kleines Zimmer und, nachdem sie sich von den Schuhen befreite, um nicht unten gehört zu werden, ging sie noch lange auf und ab, bis sie zuletzt an's Fenster trat und ihre glühende Stirn an die kalten Scheiben preßte . . .

Sie beachtete nicht den Sturm, der draußen noch immer furchtbar tobte, sie hörte nicht das Brausen der angeschwollenen Fluth, die grollend an den Uferdämmen rüttelte; sie sah den Mond nicht, der hinter schwarzen Wolken mit seinem bleichen Licht manchmal hervorzitterte, um bald wieder zu verschwinden — sie war tief in Gedanken versunken und in diesem Augenblicke elender denn je. Hatte sie sich früher arm, unglücklich gefühlt, so war sie jetzt unglückselig. Aber sie hatte auf's Neue nichts verloren, denn es gab für sie nichts mehr zu verlieren — ihr tiefster schreckenvollster Schmerz galt ihrem Vater, ihrer Mutter, er galt der Schwester, und nirgends gab es, so viel sie auch denken mochte, einen Rettungsweg, der die Ihrigen vor einem drohenden Unheil bewahren konnte . . .

Sie hatte an dem heutigen Abende in Therese sich erkannt und einen ahnungsvollen Blick in die Zukunft geworfen . . . Spät erst fand sie die ihr so nothwendige Ruhe . . .

Therese legte sich munter und guter Dinge wie alle Abend zu Bette, aber auch sie floh der Schlaf. Kaum hatte sie die Augen geschlossen und einen recht ernsten Versuch gemacht, einzuschlafen, da stand auch schon das ganze Theater wieder vor ihr, mit all' seinem bunten Glanz und allen Acteurs, die es so schön zu machen wußten. Das war ein Leben und Treiben! ein leidenschaftliches Sprechen und Hanthieren, daß Therese angefeuert die Augen weit aufriß, um alles noch einmal recht herzlich zu genießen. Es kam denn auch noch besser, und sie sah sich am Ende selbst mitten unter die Acteurs versetzt und mit ihnen um die Wette declamiren. Der Beifall eines versammelten Publicums fehlte nicht, und das Parterre und die Logen applaudirten so heftig, daß es nicht zu verwundern war, wenn auch Therese erst nach vielen so durchwachten und durchträumten Stunden in einen tiefen Schlaf versank.

Drittes Capitel.

Den Tag darauf war das Wetter einigermaßen freundlicher geworden. Der Sturm hatte nachgelassen, aber die Folgen seiner Wuth zeigten sich deutlich in niedergeworfenen Stämmen, zersplitterten Aesten und anderen Verheerungen. Am wildesten sah es auf den Uferdämmen aus; da waren all' die hübschen Gesträuche vernichtet, die der Förster Wolfram mit so vieler Liebe gepflanzt, und wo sie gestanden und gegrünt hatten, breitete sich eine trübe schmutzige und feuchte Masse aus, die vollends jeden Zweig am Boden gefangen hielt . . .

Der Himmel machte indeß noch immer kein recht heiteres Gesicht. Die Wolken verhüllten ihn zwar nicht ganz, aber sie waren hartnäckig genug, hatten sie sich an dieser und jener Stelle losgerissen,

an einer andern verfinsterter zu erscheinen. So kam es, daß die Sonne nur spärlich am Horizonte sich blicken ließ, und dann in einer so kalten herbstlichen Weise, daß sie deutlich den Mißmuth verrieth, den ihr das Scheiden des Sommers verursachte.

Nichtsdestoweniger fand sich am Nachmittage eine kleine Gesellschaft auf dem Forsthause ein. Es war herkömmlich, daß man bei irgend erträglichem Wetter hieher kam, um Kaffee zu trinken, den die Frau des Försters vortrefflich zu bereiten verstand; und da die Stadt B . . . außerdem keine besseren Promenaden und öffentlichen Gärten hat, so war schon seit langem die ‚grüne Insel‘ der Spaziergang der Honoratioren.

In wie weit die heut Angekommenen zu diesen gehörten, ließ sich nicht fest bestimmen, jedenfalls benahmen sie sich wie bessere Leute und waren auch darnach gekleidet. Es waren Schauspieler, die zu der Gesellschaft gehörten, die eben in B . . . Vorstellungen gab, ein Kreis von jungen Personen beiderlei Geschlechts, die den freien Nachmittag nicht besser zu benutzen vermeinten, als wenn sie sich hier zusammenfanden.

Während Frau Wolfram in der Küche den Kaffee bereitete, servirte Therese für die Gäste den

Tisch im Zimmer, und mit erhöhter Theilnahme betrachtete sie zuweilen vom Fenster aus die Schauspieler, die draußen im Freien herumgingen. Wie sehr hatten sie in ihren Augen gewonnen, wie war ihr jetzt an ihnen alles interessant: jeder Schritt, jeder Gang, jede Bewegung! Sie hätte viel darum gegeben, wenn sie mit ihnen hätte sprechen können, über die gestrige Vorstellung, die heut angekündigte, über die Kunst im Allgemeinen; ein Drang bemächtigte sich ihrer, den sie vorher nie gekannt und empfunden . . .

Es war vielleicht der dunkle Drang einer poetischen Seele, einer Künstlernatur, der mit dem Bewußtsein kämpfte und an's Licht wollte . . .

Die Gelegenheit zu einem Gespräche mit den Schauspielern fand sich bald. Gewohnt an ein freieres Benehmen, strenge conventionelle Formen wenig achtend, überall schnell zu Hause, machten sie mit der einfachen Försterstochter wenig Umstände. Schon längst ihre allgemeine Aufmerksamkeit, wurde sie von dem männlichen Theil jenes Völkchens mit Bewunderung, von dem weiblichen mit Neid und leise geflüsterten Bemerkungen betrachtet, und als der dampfende Kaffee auf dem Tische stand, rief einer der Herren ganz laut: „Beim Himmel, das wäre eine

Bühnenerscheinung! Eine Cordelia, Julia und Maria Stuart kann man sich nicht schöner denken!"

Therese erglühte über und über und wandte sich ab, um ihr brennendes Antlitz zu verbergen.

Ohne auf das Verstummen seiner in ihrer Eitelkeit verletzten Colleginnen zu achten, kniff der Sprecher ein Lorgnon in das rechte Auge und fuhr fort: „Was zahlte wohl Berthold Gage für so eine Acquisition?"

„Der Director?" wiederholte ein anderer Schauspieler. „Noch einmal so viel als uns Allen zusammen. Mir ist er bereits zwei Gagen schuldig."

„Still!" meinte der Erste mit einiger Würde. „Derlei Sachen nicht vor die Oeffentlichkeit! Wahrhaftig," sagte er dann weiter, indem er von seinem Stuhle aufsprang und auf Therese zuging — „wahrhaftig, Fräulein, Sie sollten zum Theater gehen. Was treiben Sie hier in einem Winkel, auf einer Insel, die auf keiner Karte von Europa zu finden ist? In die Welt hinaus müssen Sie, auf die Fährte des Glückes und des Ruhms! Eine Carrière steht Ihnen bevor, wie sie Charlotte von Hagn gemacht hat. Aber Sie wissen vielleicht gar nicht, wer Charlotte von Hagn ist?"

„Nein," hauchte Therese kaum hörbar, indem

sie die Thür zu gewinnen suchte. Der Schau-
spieler vertrat ihr den Weg und sagte nachdrücklich:
„Das war eine unserer ersten Künstlerinnen, eine glän-
zende Erscheinung, wie sie in Jahrzehenden nicht
wieder die Bühne sehen wird. Es müßte denn sein —“
fügte er galant hinzu — „daß Sie, mein Fräulein, ihr
den Rang abzulaufen versuchten.“

Die Försterin trat in's Zimmer und machte
der Unterhaltung ein Ende. Rasch schlüpfte Therese
zur Thür hinaus und in's Freie. Ihre Brust wogte,
alle Pulse klopften hörbar, ein Gedanke jagte den
andern, und ruhelos eilte sie weiter . . .

Sie wußte selbst nicht wie es gekommen, aber
sie erschrack förmlich, als sie endlich aufblickte und
sich vor einem alten Gemäuer befand, dem letzten
Rest eines ehemaligen Waldschloßes, von dem viele
Sagen im Munde des Volks umliefen.

Sie setzte sich auf einen Haufen Mauersteine nieder
und fächelte sich den Wind zu, um ihre heiße
Schläfe zu kühlen. Wie Feuer brannten die Worte
des Schauspielers in ihrem Gehirn, sie wurden im-
mer leuchtender, und plötzlich zuckte es wie ein Blitz
in ihr auf — das Vaterhaus zu verlassen!

Wie der Gedanke gekommen, so schnell war er
auch wieder verschwunden, aber sie fuhr doch zusammen,

bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, ein heftiges Zittern befiel ihren Körper, und sie hatte Mühe, daß der Gedanke nicht zum zweiten Male in ihr aufstieg, so lebhaft, daß sie noch diese Nacht die Flucht bewerkstelligte . . .

Ein leises Geräusch schreckte sie auf; sie blickte empor und bemerkte Robert, der mit dem Gewehr auf der Schulter aus dem Gebüsche trat. Er war erstaunt sie hier zu finden; seine Miene drückte es deutlich aus. Die herabgezogene Mütze in der Hand blieb er in der Entfernung stehen, eben so erfreut als beklommen, während ihm alles Blut nach dem Herzen ging, und nur stotternd brachte er einige Worte hervor, die als Gruß gelten sollten.

Die Nähe eines befreundeten Menschen gab Therese wieder die Fassung zurück, und, wie die Jugend am leichtesten mit den Empfindungen wechselt, so verwischte der Moment den Gedanken, der sie in eine so große Aufregung versetzt hatte. Mit einem Lächeln voll Anmuth und Reiz, das ihr so sehr zu Gebote stand, streckte sie Rudolf die Hand entgegen, und sagte, nach ihrer Gewohnheit den mehrjährigen Genossen des Hauses mit Du anzureden: „Du bist ja merkwürdig still, Rudolf, und das nicht blos heute,

ich habe das schon seit mehreren Wochen bemerkt. Fehlt Dir etwas?"

„Nein, Mamsell Therese," versicherte er noch immer beklommen und erröthend.

„Geschehen muß Dir aber etwas sein!" behauptete sie dagegen. „Früher warst Du ganz anders; einen Lärm- und Spaßmacher nannten sie Dich im Hause, und die Mutter hat oft gegrollt über Deine tollen Possen, was uns Allen nicht recht war, denn wir haben Dich gern."

Es zuckte über Robert's Gesicht und wie ein Blitz schoß es aus seinem dunklen Auge Mit größerer Lebendigkeit antwortete er: „Die Försterin hat lange nicht gescholten, und ich glaube, sie wird es über mich auch niemals mehr."

„Wie meinst Du das? Aber komm, setz' Dich zu mir!" Sie rückte zurecht, und er gehorchte.

„Seht," fuhr er fort, ohne daß er es dabei wagte Sie anzusehen und mit einer Stimme, die fast wie Trotz klang — „seht, Mamsell Röschen, ich weiß es selbst nicht, was mit mir vorgegangen ist Seit mehreren Wochen bin ich ein ganz Anderer geworden, ein Kopfhänger, ein Mensch, der an nichts rechte Freude hat. Und früher! Da mochte das Wetter sein, wie es wollte, schneien oder regnen,

es mochte die Sonne scheinen oder nicht, jeder Tag war meine Lust, ich sprang lachend aus dem Bette, und lachend wieder hinein. Hunger und Strapatzen kümmerten mich gar nicht, im Gegentheil, es konnte mir gar nicht arg genug kommen, ich trillerte über alles ein lustiges Lied, und die Freude fand ich allerwegen wieder, wenn ich mich einmal ein Bißchen geärgert hatte; ich fand Sie unter Gottes freiem Himmel, im Wald wo es mir die Vögel vormachten im lustigen Treiben, im Feld, wo das Korn auf und niederwogte, unter den Blumen, die mir alle gefielen. Das ist nun vorbei!"

Er seufzte tief auf und stützte das Haupt mit beiden Händen.

„Aber warum denn vorbei, Rudolf?"

„Weiß ich's denn, Mamsell Röschen? Ja wenn ich das wüßte, ich wollte mir schon Mühe geben, den mürrischen Patron aus mir herauszutreiben! Aber so plag' ich mich ab, ohne dahinter zu kommen. Es ist mir alles gleich unleidlich."

„So? Ich also auch?" meinte sie übermüthig ihm auf die Schulter schlagend.

„Ihr, Mamsell Rös —" er vollendete den Satz nicht, sah auf und starrte sie mit einem so eigenthümlichen Blick an, daß es ihr war, als könnte

sie solch' ungewohntes Feuer nicht ertragen, und den ihrigen sittsam auf dem Schoß senkte. Er that, als müßte er sich erst auf eine Antwort besinnen; erst nach und nach wurde der Ausdruck seines Gesichts immer lebhafter, sein Auge brannte immer glühender und plötzlich brach er mit Ungestüm in die Worte aus: „Nein, nein! Wenn ich Euch sehe, da wird mir ganz anders zu Muthe. Wie sag' ich das nur? Alles erscheint mir schöner, besser, alles, was Euch umgiebt. In meinem Herzen wird es dann so weit, so hell, als wär' ein Karfunkel vom Himmel plötzlich hineingefallen. Ja, das ist so!" fuhr er mit steigender Lebhaftigkeit fort — „nichts macht mir so große Freude wie Euer Anblick, aber ich kann sie nicht laut werden lassen, ich weiß nicht wie's kommt, das Herz will mir vor Seligkeit zerspringen, und doch bin ich schüchtern, blöde wie ein Kind, das Schläge erwartet. Furcht hab' ich vor Euch, Röschen, daß Ihr mir einmal zürnen könntet, und doch würd' ich mir das Leben nehmen, wenn ich Euch nur im leisesten kränkte. Ja, Furcht ist es, und doch kann ich den Augenblick nicht erwarten, wo ich Euch sehe, mich treibt es immer zurück, dahin, wo Ihr seid, ich habe Niemand, Niemand, den ich so lieb hätte wie Euch!"

Er schrack bei den letzten Worten heftig zusammen, hielt inne und sprang von seinem Sitze empor. Wie ein zündender Funke war es plötzlich in seine Seele gefallen, wie ein Blitz stand in leuchtender Schrift das Wort vor ihm, das ihm seine unklaren Gefühle erklärte, er stammelte es mehreremale vor sich hin, bis er jauchzend und laut wiederholte: „Ich liebe Dich! Ja, ich liebe Dich!“ . . .

Damit war auch der finstere Bann gebrochen, der seine Seele belastet hatte, wie Verklärung lag es auf seinem Antlitz, volles ungeahntes Glück durchströmte seine Adern. Der achtzehnjährige Jüngling war in diesem Augenblicke schön, ein Bild der höchsten Empfindung, des reinsten Entzückens . . . Mit strahlendem Auge sah er auf Therese, es zog ihn zu ihren Füßen, und er schien nur zu erwarten, daß sie einen Wink, ein leises Wort für ihn haben würde, um vor ihr beseligt niederzusinken . . .

Aber Therese sprach nicht, ihr Auge winkte ihm nicht, sie war still und stiller geworden, und zuletzt lag ein solcher Ernst auf ihrem Gesicht, daß er fast alle Lieblichkeit daraus verwischte. Wie für Robert, so war auch für sie diese Stunde von großer Bedeutung, sie hörte zum ersten Male aus dem Munde eines Mannes das Wort ‚Liebe‘ gegen sich aussprechen,

aber anstatt mit ihm zu empfinden, erkaltete ihr Herz unter dem Strome seiner heißen Beredtsamkeit, und in das freundschaftliche Gefühl für ihn mischte sich sogar eine Empfindung von banger Scheu und aufsteigende Abneigung.

Selten, und dann auch nur unklar, hatte sie sich den träumerischen Vorstellungen über das Ideal eines Mannes hingegeben, keiner aus ihrer Begegnung sie mehr als ein flüchtiges Schattenbild beschäftigt, und über das Wort Liebe in den Büchern, die sie gelesen, war sie ohne Nachdenken geblieben; jetzt, in diesem Moment lernte sie die Bedeutung faßen, eine dunkle Ahnung weissagte ihr die Gewalt der Liebe, deren Zauber sie sich gestern bereits im Schauspiel mit ungewohnter Aufmerksamkeit überlassen — aber Robert war das Ideal nicht, das diese Gewalt der Liebe in ihr heraufbeschwören konnte, er, der einfache Jägerbursche, der im Dienste ihres Vaters stand, wahrlich nicht. Ihr Herz träumte ganz andere Dinge: prächtig geschmückte Säle, glänzende Equipagen, Diener und Lakeien, ganz so wie sie es von den Königinnen auf dem Theater gesehen.

War es nun die Rückkehr der freundschaftlichen Empfindung, oder angeborne Gutmüthigkeit, oder jenes nie fehlende Pathengeschenk in der Wiege eines

Mädchens, die erwachte Coquetterie, genug, sie beobachtete Robert, während er die Erde zu vergessen schien, und, als sie in seinem Antlitz zu bemerken glaubte, daß er sich zu beruhigen anfing, verwandelte sich ihr ungewohnter Ernst in die frühere Freundlichkeit, und mit einer raschen Bewegung trat sie auf ihn zu und nahm seine Hand.

Er blickte sie an, innig, noch immer verklärt, und sagte, ihre Hand fest in die seinige schließend: „Du hast mir nichts gesagt, Therese, nicht einmal, ob Du mir nicht böse bist“ . . .

„Was soll ich Dir denn verzeihen, Robert? Ich bin nicht böse.“

Er antwortete sinnend, das Auge in das ihrige tauchend: „Mir ist es, als müßt' ich Dich um Vergebung bitten, da Du mir kein Wort erwiedert, und ich habe doch mit meiner Seele gesprochen. Aber gleichviel, ich war glücklich, wie ich es nie zuvor gewesen, und ich werde es bleiben — auch wenn Du mich nicht liebst!“

„Robert!“

„Ja, ja, Therese, Du liebst mich nicht, und dafür kannst Du ja nicht und ich nicht.“

Er ließ ihre Hand aus der seinigen gleiten und betrachtete sie schweigend, die den Blick zu Boden

senkte und das Wort noch immer nicht finden konnte, das er zu erwarten schien.

Es war, als blinkte eine Thräne in seinem Auge, aber er zerdrückte sie rasch, und sagte lächelnd: „Komm, wir müssen nach Hause! Es dunkelt schon und ich soll Dich noch in's Theater begleiten."

Therese's Antlitz leuchtete auf, rasch ging sie voraus, er nach, und bald verschwanden beide durch den Wald. —

Viertes Capitel.

Therese versäumte nicht, von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen und wiederholt das Theater zu besuchen. Jedesmal kehrte sie davon erregter, von der Darstellung ergriffener zurück, und die Zeit, die zwischen dem einen und dem andern Abend lag, vermochte nicht, ihre steigende Erwartung zu beruhigen. Wohl wurde die Veränderung, die dadurch ihr sonst so stilles Gemüth erfuhr, von den Eltern bemerkt, aber der Vater war eines Theils zu nachsichtig gegen sein Kind, andern Theils zu wenig im Hause, um dieser Veränderung auf den Grund zu kommen, und die Mutter war gleich zufriedengestellt,

sobald ihr nur Therese die Versicherung gab, daß sie sich körperlich wohl fühle.

Zum erstenmale hatte Therese ein Geheimniß vor ihren Eltern, aber sie hätte es ihnen um die Welt nicht verrathen, denn zu wohl kannte sie deren Abneigung gegen den Schauspielerstand, von dem sie selbst so mächtig angezogen wurde, daß der einmal erwachte Gedanke, ihm anzugehören, sie Tag und Nacht beschäftigte. Sie mußte unendlich ankämpfen, um einer verführerischen Verlockung, die ihr wiederholt zuflüsterte, nicht zu unterliegen. Fort und fort klangen ihr die Worte des Schauspielers in's Ohr, und was er von dem Glück und dem Ruhm gesagt, die sie auf der Bühne erwarteten, wollte sich aus ihrem Gedächtniß nicht mehr verlieren.

Zugleich leuchteten die Bilder wieder in ihrer Seele häufiger und verlockender auf, die ihre frühere Lehrerin aus dem Residenzleben entworfen, und die so weit verschieden waren von der Stille und Einförmigkeit, die sie umgaben. Dort war alles Licht, Glanz und Pracht, und hier Tagein, Tagaus derselbe Fleiß, dieselbe schlichte einfache Hausordnung, die auch nun anfing ihr zu widerstreben . . .

Waren die Eltern in vollkommener Sorglosigkeit über ihr Kind, so waren es doch nicht Robert

und Anna, die Schwester. Der stete Begleiter Therese's in die Stadt, entging dem ersten keineswegs ihre steigende Theilnahme für die Schauspielvorstellungen, und mit einer Angst, für die er keine Erklärung finden konnte, beobachtete er sie während der Zeit, die sie im Theater zubrachte, mit einer Aufmerksamkeit, die ihn keinen Augenblick ruhen ließ. Er war nur heiter und fröhlich, wenn er sie zu Hause, in der Försterwohnung wußte, und dann klangen seine Lieder so frisch und herrlich, ganz wie früher, als er noch nicht die Entdeckung gemacht, daß er Therese liebe. Mit dem Geständniß, das er ihr abgelegt, war sein Frohsinn zurückgekehrt, und wenn er sich auch sagte, daß er keine Gegenliebe gefunden, so tröstete er sich mit dem Bewußtsein, daß er doch nicht aufhören könne, sie zu lieben, und daß nichts, nichts auf der Welt ihr schönes Bild aus seinem Herzen zu reißen im Stande wäre. Er wollte ja nur ihr Glück, und daß dieses nicht darin bestand, daß sie ihn wiederliebte, dafür konnte ja nicht er und nicht sie. Nur immer mit ihr zusammensein, das wollte er; ihre Entfernung aber, das sagte er sich, das wäre sein Tod. . .

O er war sehr weise, der Sohn der Natur, aber seine Weisheit war die, die ein gebrochenes Herz

vorbereitet und ein für immer vergälltes Leben. Das ahnte er freilich nicht, denn er kannte selbst noch nicht die Größe seiner Liebe, und so lange ihm ihre Augen entgegenleuchteten, traf ihn nicht die ganze Schwere eines Verlustes. Wohl kann das edle Gemüth selbst im Entsagen noch glücklich sein, aber der Anblick der Geliebten darf ihm nicht fehlen, und trennt sie sich, so naht ihm der lange bittere Schmerz...

Die qualvollsten Stunden hatte unstreitig Anna. Sie hatte vom ersten Augenblicke an das Gift erkannt, das in Therese Eingang gefunden, und sie zitterte vor den Folgen. Kannte sie ja doch selbst nur zu wohl jenen unnennbaren Drang, der die Seele verkommen läßt, wenn man ihm nicht gehorcht; wußte sie doch was Leidenschaft vermag, daß diese fort und fort gesättigt sein will, wenn sie einmal zum Ausbruch gekommen, daß diese Sättigung nie erreicht wird, denn ihr Maß füllt die endlose Begierde... Und war es dann nicht noch zweifelhaft, ob es wirklicher echter Beruf sei, der Therese zur Bühne lockte? War es nicht vielleicht ein Rausch der Sinne, Täuschung über sich selbst? ... Der Weg zum Ruhme ist blendend für Alle, aber Wenige kommen an's Ziel, und mit den ersten Schritten sinken die Kräfte den Meisten ... Freilich schimmern Glanz

und Pracht doppelseitig und immer verlockend . . .

Mit ihrer Erfahrung wollte Anna der Schwester zu Hilfe kommen, aber wie sollte sie es anfangen? Obwohl sie sich nicht feindlich gegenüberstanden, so herrschte doch zwischen ihnen nicht jenes geschwisterliche Verhältniß, das so schön Vertrauen und Zärtlichkeit vereinigt. Der Fehler lag an Beiden, oder vielleicht an Keiner recht. Sie waren sich durch die Jahre, die Anna fern von dem elterlichen Hause zugebracht, entfremdet, und als sie dahin zurückgekehrt, vermied sie selbst jede Annäherung um so mehr, als sie Niemand dazu aufforderte und man sie still gewähren ließ. Mit einer trüben Erinnerung im Herzen, mit dem Bewußtsein einer Schuld, stand sie inmitten der Ihrigen allein, nicht gemieden, aber auch nicht begehrt. Was jedoch hauptsächlich die Schwestern nicht näher brachte, war der Unterschied, der in ihrer äußeren Erscheinung lag. Anna konnte den allzufrühen Verlust ihrer Jugend nicht verschmerzen und sie grollte dem Verhängniß, das sie so grausam vor der Zeit in Schatten stellte. Sie nannte sich zu hart bestraft für ein Vergehen, eine Täuschung, die ihr ohnehin so viel reuige Thränen erpreßten. Das gestand sie sich freilich nicht, aber der Anblick der blühenden, in ganzer Jugend-

schönheit prangenden Schwester war eine grausame Folter für sie, die immer noch nicht gelernt hatte, in den Tiefen der Seele den Halt zu suchen, der zum mindesten ein Glück der Beschränkung gewährt.

Therese — wer wird es der fröhlichen Jugend verargen? — fand sich wenig zu der schweigsamen, in sich gekehrten Anna hingezogen; sie suchte dafür Genuß, wenn sie den Umgang heiterer Gespielinnen entbehren mußte, in der freien Natur, in der sie so glücklich war, einen großen Reichthum aufzufinden. Und in der letzten Zeit, fühlte sie ihr innerstes Wesen nicht besonders angeregt durch die ihr neue Erscheinung auf dem kleinen breternen Raum, der die Welt in sich schließt? . .

So kam es, daß die Schwestern nebeneinander gingen, ohne starke Abneigung, aber auch ohne starke Liebe . . . Freilich, je mehr Anna sich mit dem Gedanken beschäftigte, daß die Schwester eine Gefahr bedrohe, je mehr trat das an sich furchtbare Motiv ihrer Zurückhaltung in den Hintergrund, denn sie war aufrichtig genug, sich zu gestehen, daß die Eltern in Therese ihr letztes Glück sehen. Mit wahrer Fieberangst stand sie am Fenster, wenn diese des Abends das Haus verließ, und sie war nicht eher beruhigt, als bis Therese aus der Stadt zurückkehrte.

Einmal kam Therese besonders spät nach Hause. Während der Theatervorstellung vermißte sie ihr Armband, und als das Schauspiel zu Ende ging, waren mehrere Schauspieler so gefällig, ihr dasselbe suchen zu helfen. Unter ihnen war der glückliche Finder derselbe junge Mann, der bereits Therese in ihrer Wohnung gesprochen und sie damals aufgefordert hatte, sich der Bühne zu widmen. Er nahm die Gelegenheit wiederholt wahr und äußerte, den Dank, den sie ihm aussprach, ablehnend: „Haben Sie Sich noch nicht besonnen? Haben Sie über meinen Vorschlag nachgedacht?"

„Still!" flüsterte ihm Therese zu, indem sie mit einem Seitenblick auf Robert deutete, der in einiger Entfernung stand.

Der Schauspieler wußte genug; er schrieb einen langen Brief, worin er Alles zusammenfaßte, was das Leben einer großen Künstlerin Verlockendes und Angenehmes biete, allerdings mit der nöthigen Rücksicht auf Therese's Jugend und Unerfahrenheit, und am folgenden Nachmittage stellte er sich wieder mit einem Freunde in dem Forsthause ein.

Er suchte Gelegenheit, mit Therese zu sprechen, und falls dieß Umstände verhinderten, wollte er ihr heimlich jenen Brief übergeben. Der Zufall begün-

stigte ihn so gut, daß er Beides erreichte: eine kurze Unterredung und die unbemerkte Uebergabe des Briefes.

Therese hatte ein Geheimniß, und zum Vertrauten einen Menschen, der ihr gänzlich fremd war... Er machte ihr in dem Briefe Vorschläge zur Flucht, und sie fing an, diese Vorschläge in Erwägung zu ziehen. Aber rasch mußte sie sich entscheiden, denn nur noch zwei Tage verweilte die Gesellschaft, zu der jener Schauspieler gehörte, in B . . . Allerdings war es seine Absicht, im Fall sich Therese zur Flucht entschlöße, die Gesellschaft gar nicht mehr zu begleiten, sondern zu einer andern ihm bekannten, die in der ziemlich weit entfernten Stadt F . . . . . Vorstellungen gab, überzugehen, damit eine Entdeckung ihres Aufenthaltes nicht erfolge, indem er doch annehmen konnte, daß man sie verfolgen würde.

Therese gerieth nach dem Empfange jenes Briefes in eine unbeschreibliche Aufregung. Ein Kampf wühlte in ihrem Innern, der um so schrecklicher war, als sie jenen unnennbaren Drang nach der Bühne, ihren bunten verführerischen Gestaltungen, die Sehnsucht in's Weite, die einmal erwacht eine nicht mehr zu bewältigende Ausbreitung gewinnen und sich immer verführerischer, zaubermächtiger an die Seele schmiegen; als sie das alles nicht mehr zu besiegen

vermochte, und doch nichts, nichts im Hause war, was sie daraus vertrieben.

Da war die alte Liebe, die alte Zärtlichkeit bei den Eltern . . . Der Vater, wenn er ging, drückte seinem Kinde einen Kuß auf die Stirn, und dabei sah er ihr tief in die Augen, als wollte er fragen: „Weißt Du denn, wie sehr ich Dich liebe?“. . . Und wenn er von der Jagd zurückkehrte, da war er unzufrieden, wenn sie ihm nicht gleich entgegensprang, da war er glücklich, wenn es schon aus der Ferne geschah. Von seinem Goldkinde hing es ab, wie seine Stimmung den Rest des Tages über werden sollte. O das Alter erfrischt sich so gern am Anblick der Jugend, und giebt sich so gern der kindlichen Zärtlichkeit gefangen.

Und die Mutter, kannte sie wohl eine größere Freude, als ihr Kind recht herauszuputzen? ihr bald diese, bald jene Herrlichkeit durch ein neues Band, ein neues Kleid zu bereiten? War es nicht vorgekommen, daß sie Tag und Nacht bei einer Nähterei gesessen, damit Röschen am nächsten Sonntage vor allen Mädchen in der Kirche glänze? Hatte sie nicht alle Augenblicke eine Ueberraschung für ihr Kind? ihr liebstes Kind? . . .

Frauen sind erfinderisch, im Großen und in

Kleinigkeiten, und das Mutterherz versteht es zumeist diesen die weiteste Ausdehnung für seine Lieblinge zu geben . . .

Und wurde sie nicht von Allen geliebt, die außerdem im Hause waren? Von Robert angefangen bis herab zu den Mägden und dem großen Caro, der im Hofe Wacht hielt? Hatte sie nicht kleine Lieblinge am Fenster in den grünen Käfigen? einen Ableiter ihrer neckischen Laune an dem Kater, der einen Buckel machte wie nie, wenn sie ihm nahe kam, und der noch einmal so stark schnurrte wie gewöhnlich, wenn sie ihn streichelte? . .

Tausend anderer Erinnerungen nicht zu gedenken, die ihr überall im Hause entgegentraten, als sie jetzt damit umging, dasselbe zu verlassen! . . . Nirgend Haß, Abneigung, Kummer oder Sorge, überall der Liebling, das verwöhnte Kind von Allen . .

Es war ein großer gewaltiger Kampf, den Therese kämpfte, aber da sie einmal angefangen hatte, zu unterliegen, so verlor das Haus der Einsamkeit gegenüber der winkenden glanzvollen Ferne mehr und mehr in ihren Augen, und was die Liebe der Eltern betraf, so ging diese ja nirgend verloren; sie wollte ihnen schreiben, ihre Verzeihung erbitten, und vielleicht nach einem Jahre schon wiederkehren, geehrt, berühmt,

von der Nation gehuldigt — die beneidete Tochter beneidenswerther Eltern!

So stand es ja in dem Briefe des Schauspielers, und was er darin mehr sagte, wie er das Alles auseinandersetzte, klang so natürlich, wahrscheinlich und gewiß . . . Sie antwortete ihm, wie er es verlangt hatte, durch die Stadtpost.

Therese war zur Flucht entschlossen. —

Die Mittel und Wege für diesen Fall waren in dem erwähnten Briefe genau angegeben, und Therese sollte nur den Tag und die Stunde der Ausführung bestimmen.

Fünftes Capitel.

Die letzte Schauspielvorstellung in B . . . war angekündigt. Therese, in einer ungewöhnlich ernsten Stimmung, war eben im Begriff, Robert zu rufen und das Haus zu verlassen, als ihr auf der Flur Anna begegnete, die von ihrem Zimmer die Treppe herabkam. Leise nannte sie die Schwester beim Namen. Therese blickte auf und erschrack fast vor dem Aussehen Anna's. Bleicher noch wie gewöhnlich, das Auge starr vor sich hin gerichtet, hielt sie sich

mit der einen Hand am Geländer fest, während die andere an der wollenen Schnur ihres Kleides krampfhaft zerrte. Ihr ganzer Körper zitterte.

„Komm herauf!" sagte sie eben so leise. „Ich bitte Dich, Schwester."

Therese gehorchte.

Als sie im Zimmer waren, schaute Anna zurück, ob ihnen Jemand folgte, dann drückte sie die Thüre fest zu und sagte: „Du willst das Haus verlassen?"

Therese bebte zusammen und antwortete nicht.

„Ich weiß es," sprach die Schwester weiter. „Ich war heute in der Stadt, die Ahnung trieb mich hinüber, die Angst um Dich, wenn Du willst, und dort hab' ich das Schreckliche erfahren. Von meinem Fenster aus konnte ich einmal bemerken, daß Du heimlich mit einem Schauspieler sprachst. Auf der Post, wo ich einen Brief abgegeben, traf ich ihn wieder; er empfing einen Brief von Deiner Hand, ich sah es deutlich, wie mit dem Auge der Eifersucht, und erklärte mir Alles."

Die Schwester schwieg noch immer und stützte sich erschöpft auf einen Sessel.

„Therese, ich habe Dir wenig darüber zu sagen. Wir sind uns fremd, wie es Geschwister nicht sollten, meine Vergangenheit hat es verschuldet. Du kennst

sie nicht und wirst sie auch wohl niemals erfahren, aber ich war wie Du, blühend, schön, ich sehnte mich nach einem Glücke, das ich hier nicht fand und in der Ferne zu finden hoffte. So trat ich in die Welt, nach einer Flucht, heimlich, wie Du es vorhast, und so bin ich zurückgekehrt, Therese, jung und doch alt, häßlich, entstellt, mit leerem ausgebranntem Herzen. Das Glück hat mich aufgesucht, aber zermalmt, weil die Schuld an seiner Seite ging, und es ist rascher entflohen, als der Genuß gewährt hat, der, nicht immer rein, für Dich unverständlich wäre, auch wenn ich Dir mehr enthüllte . . . Therese willst Du so wiederkehren, wie ich?"

„Niemals," hauchte diese unwillkürlich, kaum hörbar.

„Niemals! So hätt' auch ich geantwortet, wenn man mich zuvor gefragt. Aber, Therese, Du bist das Glück der Eltern, das einzige, willst Du es ihnen stehlen? Das graue Haar des Vaters wird die eine Nacht weiß färben, in der er Dich zuerst vermißt; die Mutter verzweifeln. Willst Du noch fliehen, Therese?"

„O mein Gott!" schluchzte diese unter Thränen.

„Wäre noch alles wie früher," fuhr Anna fort, „ich dasselbe schuldlose Wesen wie Du, dann sagt' ich:

geh'! ich will zurückbleiben, eine Pflege der alten Eltern; aber so bin ich ihnen nichts und kann sie nicht trösten. Mein Anblick ist keine Freude für sie, und wenn Du gehst, wird er ihnen zur Folter: eine verlorene Tochter im Hause, eine verlorene in der Ferne! Bleibe, Therese!"

Es bedurfte kaum noch dieser Aufforderung, um Theresen die verlangte Zusicherung abzugewinnen; sie gehorchte aber, als sie jetzt ihrer Schwester zitternd zurief: „Ich bleibe!" nur dem Zuge ihres, jedem frischen Eindrucke offenen Herzens, und mit gleicher Bereitwilligkeit hätte sie jedes andere Zugeständniß ertheilt.

Die ungeprüfte, erfahrungslose Tugend hat keinen freien Willen, und ihre Ueberzeugung ist das Werk Anderer ...

Anna dankte der Schwester für die erhaltene Zusicherung wie für ein großes sicheres Geschenk, und war so vollständig beruhigt, daß sie zum Erstenmale seit Jahren sich einer glücklichen Heiterkeit überließ.

Wie aber, hatte Anna nicht mehr aus ihrer Vergangenheit gelernt? Vergaß sie so ganz, was sie doch an sich selbst erfahren, daß ein durch Kämpfe hervorgegangener Entschluß wohl für einen Augenblick in den Hintergrund gedrängt, nie aber gänzlich

unterdrückt werden kann? daß die Begierde mit den Hindernißen wächst, daß in jugendlichen Gemüthern der neue Eindruck alle früheren wie Spreu auseinander treibt? . . .

Sie hätte Therese nicht gehen lassen sollen, jetzt nicht, wo für diese der zweite, lockendere Weg noch nicht vollständig abgeschnitten war; mit dem ersten Schritte wieder dahin, im Theater, wohin Therese nach der Unterredung mit der Schwester eilte, trat aus ihrer ersten Gedankenreihe sehr bald das gegebene Geständniß. Die versammelte Menge gab so viel zu sehen und zu beachten; die feierliche Erwartung auf das, was der Vorhang verhüllte, und als dieser sich endlich emporrollte, ein neues glänzendes Schauspiel, von dem Director mit Aufgebot aller Kräfte in Scene gesetzt, um sich in der lucrativen Stadt ein gutes Andenken zu sichern; das feurige, lebhafte Spiel der Darsteller, die Ein gleicher Gedanke beseelte — alles das und viele andere Dinge, die ein Schauspiel begleiten, verwischten sehr bald jede Spur des gegebenen Versprechens in Theresen. Von Act zu Act, von Scene zu Scene steigerte sich ihre Hingebung, ihre Begeisterung für das Stück, das vor ihren Augen abgespielt wurde.

Betäubt, berauscht verließ sie das Theater. Einen

solchen Eindruck hatte sie noch nie gehabt; es war das erste classische Schauspiel, das sie gesehen — Schiller's Maria Stuart.

Sie bemerkte kaum, daß Robert neben ihr herging; sie durchlebte noch einmal das traurige, herzergreifende Schicksal der unglückseligen Königin, sie sah sich selbst in dieser Gestalt und, zitternd vor Wonne und Verlangen, diesen wachenden Traum verwirklicht zu sehen, in den nächsten Tagen vielleicht schon verwirklicht, eilte sie rasch dem Strande zu...

Während Robert den Fuhrmann rief, der sie über die Weichsel setzen mußte, streifte Theresen ein Mann im Mantel. Es war der ihr vertraute Schauspieler.

Er flüsterte ihr zu: „Schlag zwölf Uhr; Sie kommen?"

„Ich komme!" entgegnete Therese leise und dringend.

Der Schauspieler verschwand, von Robert finster beobachtet, und behend sprang Therese in den Kahn. Robert folgte...

Noch waren die Fluthen der Weichsel hoch angeschwollen. Der Strom rauschte grollend dahin und seine Wässer schlugen plätschernd an die Planken des leichten Kahnes; aber von einer kundigen Hand

regiert, glitt er geschmeidig hinüber, für die zitternde Erwartung Thereſens freilich wie langſam!

Und doch mußte ſie den Weg noch einmal machen, heute Nacht noch einmal, um vielleicht nie wiederzukehren . . .

Schon trat das Forſthaus aus dem Dunkel der Bäume, vom Monde beſchienen, der inzwiſchen aufgegangen mit den Wolken kämpfte, als ſich Thereſe raſch auf etwas beſann und Robert näher rückte der ſchweigend vor ſich hinſtarrte.

„Robert!“ flüſterte ſie leiſe.

Er ſah zu ihr empor, ſprach aber nicht.

„Robert!“ fuhr ſie fort. „Du biſt mir gut?“

Es zuckte über ſein Geſicht; es ſchien als hätte er ihr viel zu ſagen, aber er beſann ſich, und ſagte bloß: „Gewiß!“

„Und darf ich Dir vertrauen?“

„Ich habe Niemand ſo lieb wie Euch, und Ihr könnt mir vertrauen. Ich weiß, Ihr wollt Euere Eltern verlaßen.“

Thereſe erſchrack und fragte: „Woher weißt Du?“ —

„Weiß ich's doch ſelbſt kaum, eine Ahnung ſagt's mir, und der Gedanke quält mich ſchon manche Tage. Ich habe Euch viel beobachtet, und da ſchien

mir's nach und nach, als müßt es so kommen, als wär' Euch das väterliche Haus zu eng geworden. Es ist jetzt schon einsam da d'rüben, wenn Ihr aber erst fort seid, dann wird es nicht zum Ertragen sein." —

Der Kahn hielt am andern Ufer, und ersparte Theresen eine Antwort... Während sie nach dem Hause eilten, flüsterte sie Robert noch heimlich zu: „Laß heute Nacht die Hausthür offen; Du hast ja den Schlüssel." —

Er nickte schweigend, und bald waren sie vor der Wohnung. — Es schien als wollten die Umstände der Absicht Theresens zu Hilfe kommen; der Vater hatte sich ermüdet gefühlt und war gegen seine Gewohnheit heute sehr früh zu Bett gegangen; die Mutter wartete nur die Rückkehr ihres Kindes ab, da es inzwischen spät geworden war, um gleichfalls den Schlaf zu suchen.

Der Abschied war daher kurz, doch bemerkte die Försterin: „Gott sei Dank! daß die Komödie da drüben ein Ende hat, Du bist fast mehr in der Stadt als zu Hause gewesen. Du bist ein schlimmes Kind!"

Der liebevolle Ton, in welchem die Worte gesprochen wurden, verfehlte seine Wirkung auf Theresen nicht. Lag doch für sie der Gedanke so unendlich nahe: „Bald wirst Du mich gar nicht mehr sehen!"

Mit Mühe ihre Thränen unterdrückend, beugte sich Therese über die Hand ihrer Mutter, küßte sie und stammelte: „Mutter! Gute Nacht!“

„Nun Mädchen, was hast Du denn? Deine Lippen brennen ja wie Feuer. Bist Du krank?“

„Nein, Mutter! mir ist ganz wohl.“

„So geh'! den Sonntagsputz hab' ich Dir zurecht gelegt; es ist Alles in Deiner Kammer. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ — —

Die Kammer, in der Therese schlief, war nur durch die schmale Hausflur von dem Schlafzimmer der Eltern geschieden, und dieses war dasselbe, in dem sich Therese jetzt befand. Hier brannte, nach dem allgemeinen Gebrauche in dieser Gegend, die ganze Nacht hindurch eine kleine Lampe auf einem Tischchen vor dem Bette des Vaters, das zunächst der Thüre stand. Als Therese das Zimmer verließ, lehnte sie, ohne daß es die Mutter bemerkte, die Thüre nur an, sagte Robert gute Nacht, und war eben im Begriff in ihre Kammer zu schlüpfen, als sie sich von der Schwester leise angerufen hörte, die oben auf der Treppe, mit einem Lichte in der Hand, schon lange auf Theresen gewartet zu haben schien.

„Ich wollte Dir nur danken,“ rief Anna mit

gedämpfter Stimme und sichtbarer Heiterkeit herab — „daß Du nach Hause zurückgekehrt. Ich hatte nicht gewagt, Dich von einem letzten Gange in's Schauspiel abzumahnen; ich war die Stunden über in großer Angst. Du kommst aber, und nun ist es gut. Gute Nacht, Schwester!" —

Sie verschwand und Therese trat in ihr Zimmer. Erschöpft sank sie hier in einen Stuhl, und ihre bisher mühsam bewährte Fassung machte tiefen Athemzügen Platz, und Gedanken, die mannigfaltig sich überstürzten. Die Hände über das Antlitz geschlagen, zitternd am ganzen Körper, fühlte sie eine innerliche Last, die ihr das Herz zusammenpreßte, und noch einmal kämpfte sie jenen furchtbaren Kampf durch, in den ihre Begierde mit der Pflicht gerathen. Die Gestalten der Eltern, ihre vielen Liebesbeweise, das Haus mit all' seinem Inhalt, verwirrten sich mit den bunten Figuren der Bühne, mit dämmerhaften der Zukunft, und in irrem Kreise wogte es vor ihr auf und ab. Die Vorliebe regierte aber diese, und schimmernder, glänzender, immer heller strahlend, drängten sie die blassen Bilder der Gewohnheit und alltäglichen Pflicht zurück...

Es giebt keine Rückkehr mehr, da, wo die Versuchung keine offenbare Sünde scheint, und ein

Gewinn in der Ferne lockt, der mit dem Drange des Herzens übereinstimmt...

Eine tiefe Stille herrschte im Hause, draußen ließ sich der Wind nur stoßweise vernehmen, das Rauschen des Wassers nur dumpf und schwach; so kam es, daß die schweren gewichtigen Glockenschläge vom Thurm der Pfarrkirche in B... deutlich zu hören waren, als sie jetzt die eilfte Stunde verkündeten.

Therese ließ die Hände vom Gesicht gleiten, und sah auf; sie hatte geweint... Durch das kleine Fensterchen der Kammer, das auf den Garten neben dem Hause hinausging, drang ein Strahl des Mondes, der stille Vertraute mancher Nächte, die sie durchwacht und durchträumt... Sie blickte lange nach ihm hin, hatte sie ihn doch lieber wie die Sonne, die zu prunkhaft auftritt, um traulich zu sein.

Der Mond ist das Gestirn der Jugend. Sein mildes bleiches Licht paßt so sehr zu ihr, die in Traum und Sehnsucht die Reichthümer erblickt, die es so gern dem Leben abgewinnen möchte; was sie nicht kennt, was sie wünscht, was ihr versagt ist: der Mond hört es aus leiser Empfindung in still geflüsterten Worten...

Das Fenster klirrte, und eine Hand, bald darauf der Kopf eines Mannes wurden sichtbar.

Es war eine Mahnung an die verabredete Zeit, aber Therese schrack doch zusammen, und noch heftiger, als der Hofhund anschlug, und zu befürchten stand, daß die Bewohner des Hauses aufwachen würden...

Aufgesprungen, lauschte Therese in athemloser Angst hinaus und auf die Hausflur, wo sie auch gleich darauf ein leises Geräusch von Fußtritten zu vernehmen glaubte, die nach dem Hofe zu verhallten... Nach wenigen Minuten wurde der Hund still, die Fußtritte kehrten zurück und, die nur angelehnte Thüre sachte öffnend, wurde Robert sichtbar, der ihr leise zuflüsterte: „Ich bin's, Therese, es ist nichts mehr zu fürchten, ich habe Caro zur Ruhe gebracht!"

„Robert!"

Er hatte die Thür bereits wieder zugemacht. — Schnell raffte sie ihre Effecten zusammen, die sie bereits zurecht gelegt, und auch den Sonntagsstaat vergaß sie nicht, der für sie von der Mutter bestimmt war. Alles zusammen in ein Bündel geschnürt warf sie zum Fenster hinaus, wo es von dem bereitstehenden Gefährten aufgefangen wurde. Ein kleines Beutelchen steckte sie noch zu sich. Der Inhalt war gering, aber ihr, die keine Kenntniß des Lebens hatte, däuchte es viel, eine große Summe. —

Mit einem letzten Blick in's Zimmer, mit einer

letzten zuckenden Bewegung trat sie mit ausgezogenen Schuhen in die Hausflur. Sie mußte an dem Schlafgemache ihrer Eltern vorüber. Sie spähte durch die Thürspalte — der matte Schein der Lampe erhellte dasselbe — Vater und Mutter schliefen fest. Sie ging hinein, sachte, auf den Fußspitzen, und knieete vor dem Bette des Vaters, den sie immer zumeist geliebt, nieder. Wie ehrwürdig sah das Antlitz aus, wie ruhig, mild und kräftig zugleich! Der Friede eines unbeschwerten Gewissens zeigte sich deutlich auf diesem stillen klaren Antlitz... Er regte sich nicht, und auch die Mutter hatte gewiß keinen schlimmen Traum; ruhig und heiter war auch ihr Antlitz...

Therese betete. Sie betete mit Inbrunst, mit Thränen im Auge, und doch hatte sie den Muth zu sündigen... Seltsames, unerklärbares, räthselhaftes Geschöpf, der Mensch! Er kann etwas beweinen, und doch vollführen, den Schmerz einer dunklen That übersehen, und doch vor der Ausführung nicht zurückschrecken. Der Schmerz Anderer, selbst der Liebsten, ist ihm gering, sobald er mit der eigenen Befriedigung zusammenfällt...

Sie stand auf, hauchte noch einen Kuß auf die Stirne der Eltern, dann noch ein langer inniger

Blick auf die geliebten unvergeßlichen Züge — und sie hatte sie zum letzten Male gesehen . . .

Tief holte sie, vor der Hausthüre angelangt, Athem, tief aus dem Innersten der Seele . . . Ihr Helfer wartete bereits, er mahnte dringend zur Eile, und rasch eilten sie dem Strome zu, wo der Kahn angelegt, der sie hinüberführen sollte . . . Schnell sprangen sie in das Boot, auf einen Zuruf stieß der Ruderer ab, und bald waren die Flüchtigen inmitten der noch immer grollenden Weichsel . . .

Den Mond verhüllten finstere Wolken, und schärfer trat ein Licht hervor, von drüben, von der grünen öden Insel . . . Mit Schrecken sah's Therese, und ihre, von Angst beflügelte Einbildungskraft ließ sie eine Gestalt erkennen, oben am Giebelfenster — Anna, die Schwester! —

Der Mond trat wieder hervor, das Licht verschwand, schweigend ruderte der Bootsmann, schweigend, bis er am andern Ufer hielt . . .

Therese reichte ihm kleine Münze, und in dem Glauben, es sei der alte bekannte Jacob, der sie so oft hinübergefahren, sagte sie, seine Hand drückend: „Lebt wohl, Jacob, wir werden uns lange nicht mehr sehen!" —

Der Bootsmann wies das Geld zurück, und

eine fremde Stimme antwortete: „Nach Gottes Rathschluß, Therese! Mag's Euch wohl gehen, in der großen fremden Welt!"

„Robert!" rief sie erschreckt und überrascht . . .

Er war's, und noch lange stand er am Ufer und starrte ihr nach, als Therese mit ihrem Begleiter der Stadt zueilte . . .

Sechstes Capitel.

Der folgende Morgen brach an. Es war ein Sonntag, und wie in der Regel an diesem Tage des Herrn, standen die Bewohner des Forsthauses sehr früh auf, um die Kirche in der Stadt nicht zu versäumen.

Bald, von der rührigen Hausfrau besorgt, war das Frühstück bereit, und mit Ungeduld wurde Therese erwartet.

Schon mehreremal hatte der Förster das Zimmer unmuthig durchmessen, schon mehrmal war ihm die Pfeife ausgegangen, aber er sagte trotz seiner Ungeduld nichts über das geliebte Kind, das er noch schlafend wähnte. Die Mutter hatte noch dieß und jenes zu besorgen, und in dem Gedanken, daß

Röschen jeden Augenblick kommen müßte, vergaß sie ganz nach ihr hinüber zu sehen. Aber auch Robert fehlte, so viel man nach ihm rief.

Es wurde später und später, schon klangen die Glocken, die zum Gebete riefen, herüber, und noch immer kam Therese nicht. Mit steigendem Unmuth und zum erstenmal zornig über sein Kind, befahl der Vater, man solle Theresen holen.

Die Mutter ging, inzwischen kam Anna herab. Auch sie war verwundert, nicht Alles versammelt zu finden, erschrack aber heftig, als die Försterin, zurückgekehrt, angstvoll berichtete: Therese sei nicht zu finden!

„Nicht zu finden?“ Wie ein Blitz schlug es in Anna's Gemüth, aber sie sagte nichts, auch dann nicht, als der Vater selbst hinüber eilte, um sich von der Aussage zu überzeugen . . .

Das ganze Haus wurde durchsucht, nach allen Richtungen Theresens Name ausgerufen, aber vergebens.

„Mein Gott! was ist das?“ rief der unglückliche Vater ein über das andere Mal. „Was ist geschehen, daß sie nicht im Hause ist?“

Und jetzt erst fiel der Mutter auf, daß alle Kleider Theresens fehlten, daß auch Robert sich noch immer nicht blicken ließ, und aufschreiend, an die Flucht

ihrer ältesten Tochter erinnert, mit dem Gedanken an ein heimliches Liebesverhältniß zwischen Robert und Therese, rief sie verzweifelnd aus: „Therese ist entflohen! Entflohen mit Robert!"

„Entflohen!" wiederholte bebend der Vater. „Entflohen?" ... Die Pfeife fiel ihm aus der Hand, er zitterte am ganzen Körper, sein Gesicht wurde bleich, starr sein Blick, die Brust hob und senkte sich — der starke Mann brach mit einem gellen, durchdringenden Schrei zusammen ... Ueber ihn warf sich Anna, ihn mit dem Armen umstrickend und angstvoll ausrufend: „Vergiß sie nicht, Vater! aber gegen mich verdopple Deine Liebe — ja, Therese ist entflohen!" — —

Siebentes Capitel.

Schon am folgenden Tage hatte Therese Ursache, den gethanenen Schritt zu bereuen, und sie bekam eine Ahnung davon, was sie in Zukunft erwarte, allein, fremd, rath- und hilflos in der großen weiten Welt. Schon die ersten Eindrücke waren das nicht, was sie gehofft. Da war kein freundliches Entgegenkommen, Niemand fragte, woher, wohin? ... Was

kümmerte die Menschen das Schicksal eines jungen Mädchens? Ihr eigenes trieb sie vorbei, von einer Gegend zur andern; die Wenigsten reisen zum Vergnügen, und wer das thut, hat keine Zeit, aus thränenfeuchten Augen Verständniß zu lesen. Die Erfahrung soll keine Schatten in's Herz werfen, nur helleres Licht dem Geiste, und das ist ein gar zu kleines Schicksal, das jenes Mädchens dort, das jeder Lebenserfahrung so baar ist, daß sie nicht einmal dafür gesorgt hat, ihren Körper vor der eindringenden Kälte gehörig zu schützen . . . Ein dünnes Mäntelchen, darunter ein wollenes Tuch und Kleid, war alles, was sie gegen die rauhe Herbstluft anhatte... So eilig war die Flucht betrieben worden, daß sie das Eine und das Andere vergessen . . .

Aber Theresens Begleiter! Der Mann, dessen Obhut sie sich anvertraut, dessen Schmeichelreden sie so bereitwillig zugehört, warum saß er jetzt so stumm und gleichgültig an ihrer Seite, während sie auf der Eisenbahn dahinfuhren? Es war eine rohe gemeine Natur, die sich unter dem Firniß angelernter, oberflächlicher Bildung versteckte, wie das sehr häufig unter dem Schauspielerstande der Fall ist, und sein Vortheil war es, der ihn ein armes, thörichtes Mädchen betrügen ließ . . .

Der Mann, kein Jüngling mehr, war zum Handlanger seiner Kunst geworden, und wo ein Gewinn lockte, da verstummte der letzte laute Rest seines verlotterten Gewissens, und der Zweck half über jedes Bedenken. Er war einer von den Klugen geworden, wie sie eine Existenz erzeugt, die zum Verkommen zu viel, zum Genusse zu wenig bietet.

Die heutige Welt ist darauf eingerichtet, diese Schmarotzerfliegen zu befördern, aber sie hat auch die Mittel, sie zu verderben. Die Halbbildung, die ihnen innewohnt, hat nur noch eine Berechtigung in den wenigsten Gesellschaftskreisen, in Orten, die von den großen Beförderern des menschlichen Geistes, den Eisenbahnen entlegen, und wo sie auf Widerstand stoßen, ziehen sie sich entweder zurück, oder die energischen ergreifen einen Weg, der mit einem Verbrechen enden kann.

Schon in der Nacht, während Therese, noch zitternd vor Angst, Schreck und Verwirrung, kaum wußte was sie that, wagte es der rohe Mensch, der sie nun ganz in seiner Gewalt sah, ihr einige Zärtlichkeiten zuzuflüstern, über das glückliche Gelingen der Flucht spöttisch zu lächeln, ja, in ihrem Schweigen eine Zustimmung erblickend, ihr näher zu rücken und den Arm um sie zu legen . . .

Therese, ganz ihren aufgewühlten Empfindungen hingegeben, hörte nicht, was er sprach, sie fühlte nicht seinen Arm, sie hatte keine Antwort für ihn. Sie verstand ihn auch nicht, ihre Unbefangenheit war noch ein unverletztes Schutzmittel, ein Glück, das freilich zu vernichten jedem folgenden Tage, einer zweiten Erfahrung ähnlicher Art vorbehalten sein konnte.

Als sie indeß ruhiger geworden, zeigte sie ein solches Befremden über die Worte und Geberden des Schauspielers, daß er damit zurückhielt und ihr bereitwillig jede Auskunft ertheilte, die sie mit großem Ernste von ihm verlangte. Sie hatte bis jetzt noch nicht gefragt, wohin er sie bringen wollte, sie that es jetzt, und er schilderte ihr mit eindringlicher Beredtsamkeit: „Zu meinem Schwager bringe ich Sie, der eine Gesellschaft hat, wie sie für Ihre Wünsche nicht besser paßt. Sie werden Alles zu spielen erhalten, was Sie nur wollen. Für Ihre Ausbildung soll nichts versäumt werden, und wenn Sie Sich mir ferner anvertrauen, werde ich Sie mit den kleinen technischen Hilfsmitteln gern bekannt machen, die für eine Anfängerin unerläßlich sind.“

Ueber den ferneren Gesprächen, zu denen diese Einleitung Stoff gab, vergaß Therese nach und nach

den herben Eindruck, in den sie durch ihre Flucht versetzt worden, und unter künstlerischen Gebilden, die bald vor ihrer Seele verlockend auftauchten, wurde sie auch heiterer . . .

Er wußte viel zu sagen, war er doch sein alleiniger Kunstrichter.

Achtes Capitel.

Nach einer zweitägigen Reise, die sie größtentheils mit der Eisenbahn zurückgelegt hatten, kamen Therese und ihr Begleiter in ihrem Bestimmungsorte, einer sächsischen Provinzialstadt, an. Der Eindruck, den diese auf die angehende Künstlerin machte, war eben kein besonders freundlicher, und wenn es wahr ist, daß der erste Eindruck an einem neuen Bestimmungsorte der entscheidende ist, so war für Theresen wenig Günstiges zu hoffen . . .

Sie war bald in Betreff der Wohnung eingerichtet, und nichts Eiligeres hatte sie dann zu thun, als sich dem Director des hiesigen Theaters vorzustellen. Ihr bisheriger Begleiter kam, um sie dahin zu führen.

Zum ersten Male sollte sie ein genaueres Ein-

sehen in die Einrichtungen gewinnen, die ihr bis jetzt äußerlich so glänzend erschienen. War das Schauspielhaus in ihrer Vaterstadt B... auch nur ein sehr bescheidenes, so war es doch immer von einer Form, die in unverwöhnten Augen für anständig gehalten werden konnte, und die Stellung des Directors dort eine geehrte, da er seinen Verpflichtungen streng nachkam, und im Ganzen eines guten Rufes genoß.

Wie es mit dem hiesigen Thespisführer stand, konnte Therese natürlich nicht wissen, aber ihre selbst nicht verwöhnten Augen waren doch sehr überrascht, als sie sich in eine Wohnung eingeführt sah, von der unmöglich das Licht ausgehen konnte, von dem sie sich so angezogen und geblendet fühlte. Niedrig, eng und schmutzig, schien hier obendrein Alles zu oberst und zu unterst gekehrt. Auf Tischen und Stühlen, wo nur ein Plätzchen, lagen die herrlichen Garderobestücke, wie sie für den Ritter, Räuber, Bauern oder Hofherren aller Zeiten paßten. Vielleicht geschah dieß, um das Publicum in voraus zu blenden, denn mitten unter den trödelreifen Schaustücken war auch noch ein Brett hingelegt, hinter dem der ehrbare Director die Billets für die Begehrenden austheilte.

Zwischen den Kleidern, Schwertern und Fahnen tummelte sich eine Schaar Kinder, vom größten bis zum kleinsten, so allerliebst reinlich, so anschaulich natürlich, daß sie vollkommen durch ein Mikroskop gesehenen Mistkäfern glichen, die ein Luftbad nehmen.

Am Ofen, der eine Glühhitze athmete, wurde zum Ueberfluß Wäsche getrocknet, einige andere Dämpfe entwickelten sich aus den Speisen, die man für den Mittag bereitete, und eine Atmosphäre dunstete im Zimmer, die jedem eingefleischten Chemiker ein eben so willkommenes, wie seltenes Problem gewährt haben müßte. —

Der Director selbst schien sich darin ganz wohl zu befinden, zum mindesten sah er ziemlich wohlgenährt aus, auch zeigte er nicht die mindeste Verlegenheit, als Therese eintrat, und er sehr leicht den unwillkürlichen Ausdruck der Ueberraschung und des Widerwillens an ihr hätte bemerken können. So viel Rücksicht nahm er indeß doch auf ihre in dieser Umgebung doppelt auffallende Reinlichkeit, daß er einen Pack Flitterlumpen von einem Stuhle warf, denselben mit dem Aermel seines überererbten Schlafrockes abwischte, und ihn erst dann seiner neuen Acquisition anbot.

Befangen, keines Wortes fähig, aus all' ihren Himmeln gerissen, setzte sich Therese.

Mit einem Blicke, der seine Zufriedenheit auszudrücken schien, reichte der Director seinem Schwager die Hand, und versicherte dann Theresen, daß sie sich in seinem Engagement sicher sehr bald wohl fühlen würde.

Er schloß den Eingang der Unterhaltung, indem er sich bestrebte, seinen auffallend sächsischen Dialekt zu modifiziren, mit den Worten: „Meine Gesellschaft — Sie werden Gelegenheit haben Sich davon zu überzeugen — ist die beste in ganz Sachsen, und kein Hoftheater verschmäht es, von meinen Mitgliedern zu acquiriren. Sie werden — mein Kennerblick sieht es voraus — auch unter diesen sein; freilich nicht gleich, nach einem Jahre, nach zwei oder drei, es hängt Alles davon ab, wie viel Fleiß und Talent Sie zeigen. An Rollen soll es Ihnen nicht fehlen, und was für Ihren Ruf geschehen kann, dafür lassen Sie mich nur sorgen; der Redacteur des hiesigen Kreisblattes erhält von mir nicht umsonst ein Freibillet."

Er machte eine Pause, schien mit triumphirendem Blicke den Eindruck seiner Rede aus ihrem Gesichte zu lesen und eine Antwort zu erwarten; Therese mußte ihn jedoch nicht verstanden haben,

oder mit ihren Gedanken weit wo anders gewesen sein, denn sie schwieg, und wer es hätte bemerken können, dem wäre nicht entgangen, daß in ihrem Auge etwas wie eine Thräne zitterte . . .

Der Director, indem er seinen lärmenden Kindern Schweigen gebot, fuhr fort: „Es handelt sich nun um die Gage. Die Zeiten sind schlecht, bis ich nach einem besseren Orte komme, werde ich Ihnen nicht viel geben können. Haben Sie darüber nachgedacht?“

„Nein!“ hauchte Therese kaum hörbar, indem sie sich zu einem Säugling herabbückte, der zu ihr gekrochen Lust zeigte, sich auf ihrem Kleide niederzulassen, um einen trockenen Platz für seine sehr feuchte und unreinliche Wäsche zu finden.

„Nun, ich will Ihnen monatlich ausnahmsweise zwölf Thaler bewilligen und alle halbe Jahre ein Benefiz. Den Contract schließen wir sogleich und auf zwei Jahre ab.“

Er hatte bereits die Schrift in Bereitschaft, und Therese, von allem was sie sah mehr todt als lebendig, unterschrieb . . .

„Morgen müssen Sie aber schon debutiren“, schloß der Director. „Ich werde Ihnen eine Rolle schicken, die Sie recht gut bis morgen lernen können.

Ich verlange von meinen Mitgliedern nie das Unmögliche."

Keines Wortes fähig, die Brust wie zusammengeschnürt, verabschiedete sich Therese mit einer stummen Verbeugung, und eilte auf die Straße . . . Ein tiefer langer Athemzug that ihr wohl . . . Sie flog mehr, als daß sie ging, nach Hause, und bemerkte nicht eher, als bis sie hier angekommen, daß ihr bisheriger Begleiter ihr auch hieher gefolgt. Als sie ihn sah, rief sie ihm, ganz aus ihrer milden Natur tretend, hastig und fast befehlend zu: „Gehen Sie! Verfolgen Sie mich nicht wie mein Schatten!"

Ihre gefolterten Gefühle, eine furchtbare Enttäuschung gaben ihr zum ersten Male den Muth, sich energisch zu äußern.

Der Schauspieler lachte und meinte, an ihrer Seite bleibend: „Kind, seien Sie keine Thörin! Ich meine es gut und will Ihnen die Rolle einstudiren, Sie verstehen ja noch nichts von diesen Dingen. Besser die Nacht zu Zweien, als allein!"

Sie zitterte, ihre Kniee drohten zu sinken, sie ahnte, daß etwas Abscheuliches in diesen Worten lag . . . . „Geh'n Sie!" bat sie wiederholt.

„Und soll ich nichts für das Engagement haben, das ich Ihnen ausgewirkt?" trotzte dieser.

„Was wollen Sie?“ rief sie vorauseilend und vor ihrem Zimmer angekommen.

„Nun, ich habe Ihretwegen ein Verhältniß gebrochen, und denke, wir passen ganz gut zusammen.“

„Ein Verhältniß?“

„Wie zwischen Mann und Frau!“

„Abscheulich! O mein Gott, abscheulich!“ — Sie schlug beide Hände über's Gesicht und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen . . .

Der Schauspieler stand, und wußte nicht, was er thun sollte. Er sah in Theresens Benehmen nichts weiter als Ziererei, aber er liebte es auch nicht, wenn man ihm einen großen Widerstand entgegensetzte. Glücklicherweise für Therese, die er am Ende doch noch bis in ihr Zimmer verfolgt haben würde, kam ihre Wirthin die Treppe herauf, und Therese ergriff hastig diese Gelegenheit, um sie zu sich zu bitten . . .

Der Schauspieler verbeugte sich, pfiff, als wäre nicht das Geringste vorgefallen, einen Gassenhauer, und entfernte sich mit der Hoffnung auf eine bessere Gelegenheit . . .

In ihrem Zimmer allein, warf sich Therese in einen Stuhl und, das Haupt auf beide Arme

stützend, über einen Tisch gelehnt, weinte sie bitterlich . . :

Das also war der Gewinn für eine That, die sie bereuen lernte? so frühzeitig und so tief bereuen, daß ihre Seele zwischen Anklage und Entsetzen schwankte, und daß sie anfing, ihr kurzes Leben zu Ende zu wünschen? War auch nur eine jener Hoffnungen erfüllt, die sie so betrügerisch aus dem väterlichen Hause getrieben? War das die Welt, die sie sich vorgestellt und erträumt? O wie verschieden war die Wirklichkeit von den bunten schillernden Gaukelbildern, denen sie nicht zu widerstehen gewußt! Und doch hatte sie nur erst die ersten Schritte in's Leben gethan, doch waren ihre Erfahrungen nur erst so kurz, daß sie von Tausend Anderen belächelt worden wären . . . Freilich, die Jugend sieht in dem Dasein eine Berechtigung zum Glück, und fragt nicht viel, ob sie dazu thun dürfe; sie vermeint Schätze empfangen zu müssen, ohne das Wie und Warum? . . . Ihre Vorstellungen von Menschen sind eben so anmuthig-falsch, wie diese trügerisch und traurig-egoistisch . . .

O hätte sie nach Hause zurückkehren können! da lag es vor ihren träumerischen Blicken im Dunkel der Bäume, am Ufer der schäumenden Weichsel, die

ihr so lieb geworden, die ihr genügende Schätze in bunten Kieseln und Muscheln freigebig zugeworfen... da war die Mutter, die rührige sorgsame Hausfrau, die geschäftig waltete; da der geliebte theure Vater, wie er im Zimmer auf und abging, dort die Schwester Anna, und hier und dort, auf allen Plätzen des Hauses tausend andere Erinnerungen... Aber wie streng und ernst waren die Züge der Eltern, in keinem Antlitz wohnte die Freude — durch die Schuld ihres geliebtesten Kindes . . .

Von diesen Vorstellungen gefoltert, nachdem sie sich lange ihrem Schmerze hingegeben, starrte Therese auf, und mit einem raschen Entschluße wollte sie an ihre Eltern einen Brief schreiben, ihnen Alles gestehen und ihnen sagen, daß sie nach Hause zurückkehren wolle; da wurde an die Thür gepocht, und der Theaterdiener trat in's Zimmer. In einer Uhlanenuniform, die er aus Mangel an andern Kleidern aus der Theatergarderobe zu der seinigen gemacht, zu dem höchlichen Ergötzen der Straßenjugend, die ihm stets nachblickte, kam er im Auftrage des Directors und übergab Therese eine Rolle.

Schnell alles Uebrige vergessend, mit dem neuen Gedanken an die endliche Erfüllung ihres heißesten Wunsches, nahm Therese das starke, zwölf enge

Schreibbogen enthaltende Heft, und auf ihre Wangen kehrte der Frohsinn wieder zurück . . .

„Endlich, endlich erreicht!“ rief sie frohlockend aus, als sich der Theaterdiener wieder entfernt hatte und eilig durchblätterte sie die Rolle . . .

Ist es zu verwundern, daß Therese so handelte? Die Jugend bleibt sich in dieser Beziehung gleich, und der Wechsel der Stimmung ist ihr eigen. Jeder frische Eindruck gebietet über sie. . . dann das Theater! Wer in seinen jungen Tagen hat nicht einmal gewünscht, der Bühne anzugehören? Ist sie doch die Wiederspieglung der Welt, und was die wirkliche versagt, finden wir schöner dort in Wort und Handlung . . .

Man wundere sich nicht darüber, wenn hier gesagt wird, daß die Rolle, die Therese über Nacht auswendig lernen sollte, enge zwölf Bogen betrug; Kunst-Institute der Art, wie Herr Baumann, der Schauspieldirector in . . . ., eines leitete, halten das Schwierigste für möglich, und was das geregeltste Hoftheater für unausführbar hält, stößt bei jenen auf kein Hinderniß. Man giebt auf Verlangen heute Shakespeare's ‚Julius Cäsar‘, morgen Lessing's ‚Minna von Barnhelm‘, theilt an demselben Tage, an dem gespielt wird, die Rollen aus, und wenn

Niemand befriedigt wird, die Schauspieler sind es gewiß. Welche Leute aber auch! Genie's alle, keiner weniger, jeder fühlt den Beruf in sich, Charles Kean, Emil Devrient zu überragen, und die Barbierstube, der Schusterschemmel, die Krämerbude geben ihr stärkstes Contingent zu der Armee der Garrik's und Devrient's.

Das ginge alles an, wenn nur die wilde Freiheit, in die sie sich taumelnd stürzen, nicht gar so viel Auswüchse zuließe; wenn der tapfere Kriegsmann auf der Bühne nicht auch außerhalb derselben seine Brutalität geltend machte, der rohe Lumpensammler aus dem Stücke gleiches Namens nicht selbst zum Lumpen würde, wenn der feurige Liebhaber und die Liebhaberin nur ihre Galanterien nicht über die Provinz ausdehnen wollten . . . Jedenfalls, es läßt sich mit Wahrheit behaupten, sorgen diese sehr ehrenwerthen Collegen der besseren Theater dafür, daß ihr Andenken in den Dörfern und kleinen Städten, die sie zum Schauplatz ihrer Handlungen machen, lange und nachdrücklich erhalten bleibt, und daß für die älteren Leute der Einzug einer Schauspielertruppe seine bedenklichste Seite hat . . .

Neuntes Capitel.

Therese war die ganze Nacht aufgeblieben und hatte gelernt. Alles Trübe und Herbe war darüber vergessen.

Als wäre zwischen ihnen nicht das Mindeste vorgefallen, stellte sich ihr bisheriger Begleiter um neun Uhr des Morgens bei ihr ein, um sie in die Probe zu begleiten. Sie empfing ihn lächelnd, heiter, noch immer das schnell verzeihende und vergessende Mädchen, und eilte mit ihm in's Theater.

Aber Himmel! welch' ein Gebäude war das, und welche Versammlung fand sie hier en grande tenue vereinigt! Hätte sie nur offene Augen gehabt, sie hätte Wunderdinge gesehen. Sie stellten sich ihr jedoch noch in klarerem Lichte dar, das freilich nicht von den wenigen Dreierkerzen kam, wodurch der Schauplatz mühselig erhellt werden sollte, als sie mit einem seligen Gefühl im Herzen, Abends in's Theater eilte, nachdem man sie auf der Probe hatte thun lassen was sie gewollt; that es doch Jeder nicht anders.

Das Theater war das Muster einer schnellen Bauart. Aus Brettern zusammengefügt, stand es inmitten von Kuh- und Pferdeställen, und der pfiffige

Theaterdirector hatte klüglich ausgerechnet, daß bei der eingetretenen Kälte die verschiedenen Düngerhaufen, die sich ringsumher malerisch erhoben, die vortrefflichste und wohlfeilste Luftheizung abgeben. Darüber sah Therese, die in ihrer Vaterstadt eben auch nicht verwöhnt worden, hinweg, als sie aber in die Garderobe trat, konnte sie sich doch nur schwer in eine unerwartete Anordnung fügen. Männer und Frauen nämlich kleideten sich nach langjähriger Ordnung gemeinschaftlich an, nichts schied sie als ein Leinwandvorhang, der, von welcher Seite bleibt unentschieden, an den meisten Stellen zerrissen und durchlöchert war.

Es kostete Theresen unsägliche Mühe, ihr Schamgefühl zu verläugnen und sich dieser Anordnung zu fügen. Mit Hilfe der Directorin war sie endlich mit ihrer Toilette zu Ende. Sie sah reizend aus in dem Costüme einer Dame aus dem Mittelalter, die sie vorzustellen hatte.

Der Abend wurde für Theresen ein Triumph. Berauscht, selig von dem erhaltenen Beifall, vom Director und den männlichen Collegen beglückwünscht, kam sie nach Hause. Sie hatte alles, alles vergessen, selbst, daß es einmal während der Vorstellung durch das Dach stark geregnet, über dem Eindruck, den sie heute empfangen.

Die Gewohnheit übte sie bald. Fortwährend beschäftigt, ein Kleinod für den Director, gewann sie für andere Gedanken wenig Zeit, und nur hie und da im Fluge dachte sie an die Ihrigen. Wohl dachte sie daran, an die Eltern zu schreiben, ihnen wenigstens zu sagen, daß sie lebe, aber sie verschob es von Tag und Tag, und so geschah es, wie es immer geschieht, wenn man etwas hinzögert, daß sie zuletzt gar nicht mehr an's Schreiben dachte. Anfänglich hatte sie eine Entdeckung befürchtet, aber sie hielt sich nun dagegen für völlig sicher, da sie nichts von Nachstellungen hörte, und um so mehr, als sie auf Anrathen ihres Fluchtgenossen noch vor der ersten Vorstellung ihren Familiennamen mit dem allerweltlichen „Müller" vertauscht hatte. —

Da gedruckte Zettel bei der Gesellschaft für Luxus galten, sobald sie sich nicht in einer größeren Stadt befand, auch nur geschriebene bei neuen Stücken ausgetheilt wurden, so hatte der Director gegen diese Aenderung nichts einzuwenden . . . .

War nun auch Therese hinsichtlich ihrer Berufspflicht vollkommen befriedigt, so hatte sie doch anderseits vielfach mit materiellen Sorgen zu kämpfen, und Neid und Kabale blieben gleichfalls nicht aus. Anfänglich auch noch mehrfach von ihrem früheren

Begleiter bestürmt, fand sie gegen seine wiederholten Besuche bald ein Abwehrungsmittel in ihrer Wirthin, einer braven rechtschaffenen Frau, zu der sie sich bei solchen Gelegenheiten flüchtete. Wenn sie dann das stille bescheidene Wirken, die Eintracht der aus mehreren Köpfen bestehenden Familie, die der Vater, ein Tischler von Profession, alle ernährte, wenn sie die Genügsamkeit, die heiteren Gesichter beobachtete, da wurde sie doch manchmal an's Haus erinnert, und mitten unter der allgemeinen Heiterkeit wurde sie immer stiller, und es kam auch wohl vor, daß sie unbemerkt eine Thräne trocknete, die sich durchaus nicht hatte unterdrücken lassen wollen . . .

Das waren indeß nur vorübergehende Momente, und ihre angeborne Munterkeit bei kindlichem Gefühl, die für den minder Nachsichtigen zuweilen sogar den Anstrich von Leichtfertigkeit annahm, ließ sie bald zu etwas Anderem hinüberspringen. Sie fand bei einer lebhaften Phantasie dazu überall Veranlassung, und das Geringste konnte ihre Gedanken sofort ablenken und beschäftigen.

So kam es, daß sie den besten unter ihren Vorsätzen, ihren Eltern Nachricht von sich zu geben, immer wieder hinausschob, und zuletzt, je mehr ihre Bedenklichkeiten gegen diesen Schritt anwuchsen, gänzlich unerfüllt ließ.

Ein halbes Jahr, den Winter hindurch, theilte Therese das Wanderleben der Gesellschaft. Bald an diesem bald an jenem kleinen Ort, fehlte es ihr nirgend an Beifall; je mehr sie davon erhielt, desto größer wurde aber auch ihr Verlangen, aus dieser Sphäre herauszutreten, die sie nicht befriedigen konnte, und deren bodenlose Sumpfigkeit sie erkannte, wenn sie auch ein glücklicher Genius an der gleichen Hingabe bewahrte. Sie sehnte sich nach den besseren Theatern, von denen sie die anlockendsten Schilderungen hörte, nur wußte sie nicht, auf welche Weise dahin gelangen. Mit einer bis in's Kleinste ausgeführten Sparsamkeit war es ihr wohl gelungen, sich von Schulden frei zu erhalten, aber auch all' die kleinen Kostbarkeiten, die sie von Hause mitgenommen, hatte sie veräußern müssen, und wenn sie an eine Veränderung dachte, so fehlte es ihr an dem nothwendigsten Reisegeld.

Indeß kam ihr der Zufall zu Hilfe, und ein fremder Director, der sie bei seiner Durchreise durch den Ort spielen sah, offerirte ihr für die Sommermonate ein Engagement in dem Badeorte Hellborn. Sie nahm es freudig an und zählte die Stunden, wo sie abreisen konnte. —

Zehntes Capitel.

Tief im Walde, fern von allen Eisenbahnen, von dem Geräusche commerziellen und großstädtischen Lebens unberührt, liegt das anmuthige Hellborn. Durch diese isolirte Lage, durch eine Fülle reizender Parthien ringsumher, ist es ein Idyll, um so werthvoller, als es ähnliche Flecken deutscher Erde, wohin der lärmende Schaffungstrieb des Menschen nicht gedrungen, nur noch wenige giebt.

Wie athmete Therese hier auf! Der Frühling war ihr vorgegangen, und Alles befreite sich von einem langen Winterschlafe zu neuem Leben. Grün prangten die Wiesen und Hügel, die Wälder schüttelten sich wonneschaurig, weither kamen federleichte Sänger gezogen, und schmetternd erklang ihr Lied in allen Räumen . . . Liebe und Hoffnung im frischen Trieb webten der Erde ein neues prächtiges Kleid . . .

Mit erhöhter Lust widmete sich Therese ihrem Beruf. Das Theater war anständig, die Gesellschaft mit der verlassenen nicht zu vergleichen, das Auditorium gegen das bisher gewohnte theilweise ein glänzendes zu nennen. Es kamen zu den Vorstellungen die größtentheils sehr reichen Gutsbesitzer aus der Umgegend mit ihren Familien, aus der benachbarten nicht un-

bedeutenden Stadt H . . . die Honoratioren, Beamte und wohlhabende Bürger, dann fehlten für die zweiten Plätze nicht die Pächter, reiche Bauern und Angestellte minderen Grades, deren es viele im Umkreise gab.

An eigentlichen Badegästen stellten sich nur wenige ein, dafür war eben das Leben auch ein um so zwangloseres, und die Schauspieler machten es sich trefflich zu Nutze. Gemeinschaftliche Ausflüge, Spazierfahrten wurden veranstaltet, kleine Bälle improvisirt, und auch an allerlei Schabernack ließen sie es nicht fehlen. In zwei Hauptgebäude vertheilt, das eine für die Männer, das andere für die Frauen, ging es bei den ersteren nicht immer lautlos zu, oft über Gebühr lärmend, denn mit ihnen wohnten die Orchester-Mitglieder, und da gab es wohl manchmal ein Concert, für einen Mißvergnügten gewiß unleidlich anzuhören. Es wurde bei solchen Veranlassungen nie eine andere als Janitscharenmusik introduzirt, und Pauken und Trommel drangen energisch durch . . .

Therese schloß sich hier näher ihren Collegen an, aber immer war sie noch zurückhaltend genug, um jede größere Vertraulichkeit zu vermeiden. Sie hatte ungeachtet der noch sehr kurzen Zeit ihrer theatralischen Laufbahn hinlänglich einsehen gelernt, daß, so gutmüthig das Völkchen im Ganzen auch ist, diese

Gutmüthigkeit doch sehr nahe an Leichtfertigkeit streift; daß die Meisten ohne ernstes Streben nur in den Tag hineinleben, ohne Sorge für die Zukunft in der nächsten Stunde Alles genießen wollen und daß es ihnen an Bildung fehle. Außerdem fielen fast immer Streitigkeiten vor, Gehäßigkeiten, Klatschereien, die, so rasch sie auch endeten, stets wiederkehrten, und nie eine rechte wohlthuende Geselligkeit aufkommen ließen. Das Gespräch drehte sich dabei zumeist um das Handwerksmäßige der Kunst, um die Besetzung dieser und jener Rolle, über die Undankbarkeit und den Unverstand des Publicums, über die Fehler des Directors, die hauptsächlich darin bestanden, daß er den Sprecher nicht genug als Künstler zu würdigen wußte. Die Frauen zersetzten ihre Costüme bis zur Naht, konnten mit dem Tadel nie fertig werden, eben so wenig wie mit Ermahnungen an Jüngere; aber eine Berührung ihrer eigenen Verhältnisse duldeten sie nicht. Neid und Kabale spielten versteckt oder offen die erste Rolle in diesen künstlerischen Kreisen. Dabei zeigten sich die Frauen immer schlimmer als die Männer.

Therese hatte das bitter erfahren müssen. Von dem Director als ein beachtenswerthes Talent bevorzugt, fand sie einmal ein neues Kleid in der Garderobe verbrannt, weil eine ihrer Colleginnen es

nicht vertragen konnte, daß man ihr die Rolle entzogen, die jene zu spielen bekam. Das andere Mal mischte eben dieselbe Schauspielerin in ein Glas Wasser, das Theresen auf der Bühne gereicht werden mußte, eine Messerspitze Brechweinstein, und die üblen Folgen verhinderten diese, ihre Parthie bis zu Ende durchzuführen. Zwar wurde jene Schauspielerin, die aus diesen Böswilligkeiten gar kein Geheimniß machte, ja sich sogar ihrer noch rühmte, vom Director entlassen, aber es fanden sich dafür Andere, die es Theresen nicht verzeihen konnten, daß sie schön, jung und tallentvoller war. Hatte nun auch keine von diesen den Muth des offenen Hasses, kamen so auffallende Fälle wie die erwähnten kaum mehr vor, so verdoppelten sich dagegen die kleinlichen Anfeindungen, Gehässigkeiten und Verläumdungen, die, hinter dem Rücken gesprochen, immer ihre gutmüthigen, niederträchtigen Zwischenträger finden, und vergrößert an die gewünschte Stelle gelangen.

Wer gegen dieses eben so bedauernswerthe als verächtliche Treiben, das sich mehr oder weniger in allen Sphären wiederholt, nicht gestählt ist, wer dafür empfindlich, dem kann sehr bald ein tiefer Keim zu einem vergällten Leben in's Herz gelegt werden. Therese war zu unbefangen, um das Mißtrauen

gleich voll in sich aufzunehmen, zu jugendlich-unbeständig, um über Etwas einen nachhaltigen Eindruck zu empfinden. Indeß ganz ohne Einfluß blieb ihre Umgebung nicht auf sie, und zuweilen unterlag sie dem Druck einer Mißstimmung, der ihr bis dahin fremd gewesen war. Es fehlte denn auch nicht an den peinlichsten Erinnerungen an das väterliche Haus . . .

In solchen Momenten suchte sie das Freie auf. Hier wurde es ihr wieder wohl, die dumpfe Stubenluft, die für den Einsamen so gefährlich, schüttelte sie lächelnd ab, und mit vollen Athemzügen sog sie die Luft ein, die in der Natur so reichlich ausgebreitet ist . . .

Frühling und Sommer überhaupt sind für den Armen ein Gewinn, eine Arznei aber für die bange Seele, sie ist in ihrer Heilkraft durch nichts zu ersetzen . . .

Eilftes Capitel.

Eines Tages, mit einem Buche in der Hand, war Therese zu ihrem Lieblingsplätzchen hinausgegangen, um dort ungestört eine Stunde zu lesen...

Es war schön hier am Abhange eines Hügels, auf dem die jungen Kornähren im Winde hin und her wogten. Zu beiden Seiten erhoben sich mächtige Buchenstämme, und die ersten grünen Blätter an den zitternden Aesten fingen mit heißer Sehnsucht die Strahlen der Sonne auf, die feurig herüberschien ... zu ihren Füßen murmelte ein Bach, lauter denn je; wußte er doch so viel zu erzählen von dem harten Winter, der ihn in Fesseln geschlagen ... Hie und da ertönte munterer Finkenschlag, oder ein großer Käfer summte eilig vorüber ...

Nach einer Stunde legte Therese das Buch in's Gras und entfernte sich, um einen Strauß Feldblumen zu pflücken. Als sie zurückkehrte, blieb sie überrascht stehen. Ein Mann hatte ihren Platz eingenommen, der ganz vertieft in das Buch zu sein schien. Er kehrte ihr den Rücken, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte, aber seine gewählte Kleidung verrieth ihr, daß er den höheren Ständen angehören müsse ... Zögernd trat sie näher. Das Geräusch machte, daß er sich zu ihr wandte, ohne daß er indeß seine liegende Stellung aufgegeben hätte. Auch veränderten sich seine Züge nicht im Geringsten bei ihrem Anblick. Es lag in ihnen ein Gemisch von Finsterheit und Gleichgültigkeit, und

jene wurde noch durch die braune Gesichtsfarbe und den dunklen vollen Bart, der sein Kinn umsäumte, erhöht. Er hatte den Hut bei Seite geworfen, und dadurch zeigte sich vollständig seine schöne Stirn, unter der zwei Augen blickten, von denen es in diesem Momente schwer zu sagen gewesen wäre, was, und ob sie überhaupt etwas ausdrückten, so wenig Leben verriethen sie . . .

Therese zupfte an ihrem Kleide, und wußte nicht, wie sie zu ihrem Eigenthum gelangen sollte.

Der Fremde schien zerstreut und sie in ihrer Verlegenheit lassen zu wollen, denn erst nach einer längeren Pause fragte er: „Das Buch gehört Ihnen?"

„Ja," hauchte Therese erröthend.

„Dann nehmen Sie es zurück; ich glaubte einen Fund gemacht zu haben."

Er legte es hin, stand auf, und, ohne sich weiter um Therese zu bekümmern, war er bald im Walde verschwunden.

Sie blickte ihm lange nach und war theils verwundert, theils ärgerlich über den kurzen herrischen Ton, mit dem er die wenigen Worte gesprochen. Auch beschäftigte sie dieses kleine Abenteuer beim Nachhausegehen ungemein, selbst während des Abends, wo sie auf der Bühne stand, und ihre Augen suchten

unter dem Publikum, ob er sich nicht darunter befinde. Sie hatte ihn noch nie im Theater gesehen, auch that er ihr heute den Gefallen nicht, zu erscheinen . . .

Wie es kam, sie wußte es gewiß selbst nicht, aber am folgenden Nachmittage war sie wieder auf ihrem Lieblingsplätzchen, mit demselben Buche in der Hand, in dem sie gestern gelesen. Sie suchte auch wieder Feldblumen, doch ereignete sich nichts, was jenes Abenteuer vervollständigt hätte.

Etwas mißmuthig nahm sie den Rückweg durch das Feld, das an die Waldungen streift, die zu dem, durch seine Schönheit berühmten Schloße Ellern gehören, und, als wollte sie das Schicksal für ihren kleinen Verdruß entschädigen, so bemerkte sie bald vor sich einen Herrn und eine Dame, die stehen blieben, als sie Schritte hinter sich hörten. Therese mußte an ihnen vorbei, und es fragte sie der Herr, ein junger Mann von vielleicht 28 Jahren, ob dieß ein Fußweg nach dem Schloße Ellern sei.

Therese bejahte die Frage und wollte vorüberschlüpfen, als die Dame weiter sagte: „Sie sind aus dieser Gegend?"

„Nein," entgegnete Therese. „Ich gehöre zu der Gesellschaft, die in Hellborn Vorstellungen giebt."

„Ist hier Theater?“ — Ein feines Lächeln glitt über die Züge der Dame, während ihr Begleiter einen prüfenden Blick auf Therese heftete.

„Seit vierzehn Tagen,“ bestätigte diese, die zu fühlen glaubte, daß sie hier einem leisen Vorurtheil gegen ihren Stand begegnete.

„Sind Sie heute beschäftigt?“ fuhr inzwischen die Dame fort.

„Nein; es wird nur viermal in der Woche gespielt, der heutige Tag fällt aus.“

„Wollen Sie uns dann nach dem Schloße Ellern bringen? das heißt, wenn es Ihre Zeit erlaubt. Wir haben uns weiter entfernt, als unsere Localkenntniß reicht; ich bin lange nicht hier gewesen.“

„Mit Vergnügen!“ versicherte Therese, die während ihres Aufenthaltes fast die ganze Gegend bereits durchschweift hatte, und mit ihr wohl vertraut war.

Ein kurzes Stillschweigen trat ein, während die Drei den Weg fortsetzten, und Therese fand Muße, die Fremden zu beobachten, obwohl sie sich ihnen gegenüber sehr befangen fühlte. Die Dame hatte etwas Zurückhaltendes, fast Stolzes, man sah es ihr an, daß sie zu befehlen gewohnt war. Sie stand nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, aber

ihre Gesichtszüge waren von großer Regelmäßigkeit, von jener scharf ausgeprägten Schönheit, der wir bei antiken Bildern begegnen, und die uns immer fesseln, in der Art, daß der Geist mit ihnen mehr beschäftigt ist, als das Herz. Die Milde, die das Christenthum erzeugt zu haben scheint, fehlt ihnen, mindestens äußerlich, ganz.

Mit dieser antiken Bildung des Gesichts, die durch ein Paar dunkle, von langen Wimpern beschattete, jetzt freilich sehr ruhige Augen vervollständigt wurde, harmonirte die Gestalt der Dame vollkommen. Mehr groß, verrieth sie abgerundete, edle Formen, und ihre Kleidung war so wohl gewählt, daß auch nicht der geringste Tadel zuläßig.

Ihr Begleiter konnte dem Boshaften, der keine Täuschung voraussetzt, zu einem merkwürdigen Vergleich Veranlassung geben.

Klein, aber ungemein zierlich von Figur, schien er der gebietenden Dame anzugehören, wie ein Hündchen, dem man heute Zuckerbrod reicht, und das man morgen mit Schlägen tractirt. Diese Zärtlichkeit erstreckte sich bis auf die ausgesuchte Kleidung, das gefaltete Hemd, die reichen Handmanschetten, aus denen feine weiße Finger hervorsahen, die jeden andern als den natürlichen Schmuck mit

Recht entbehren konnten, und die er mit besonderer Vorliebe zur Schau tragen mochte. Aber sein Kopf deutete auf mehr hin, als diese unkräftige, fast mädchenhafte Gestalt, die zudem allein seine Behauptung unterstützte, daß er nicht älter als 28 Jahre sei. Die feinen blassen Lippen, bei übrigens sehr gesunder Gesichtsfarbe, die hellen blitzenden Augen, die hohe, mit einer bis an den Wirbel reichenden Glatze zusammenlaufende Stirn, das übrige wohlgepflegte dunkle Haar, bildeten vereint einen Kopf, wie er nicht allzugewöhnlich. Es lag Ausdruck, Charakter in Allem, obwohl ihm im Ganzen Schönheit fehlte, und man nicht zu bestimmen vermochte, was für ein Charakter sich darin ausprägte ...

Sein Benehmen gegen die Dame war höchst aufmerksam, geschmeidig, fast höfisch-unterthänig, und, wenn er etwas sprach oder that, was seine abhängige Stellung kennzeichnete, so begleitete er Alles mit einem Lächeln, das eben so verbindlich war, als es einen Geist verrieth, der sich über Kleinigkeiten innerlich hinwegspottete . . .

Sie waren eine Zeit schweigend neben einander hergegangen, Therese bescheiden immer einen Schritt zurück, als die Dame bemerkte: „Erinnern Sie Sich noch, Lindner, einer Vorstellung von ‚Romeo und

Julia' im kaiserlichen Burgtheater in Wien? Wir haben sie zusammen gesehen."

„Gewiß", erwiderte ihr Begleiter, „erinnere ich mich derselben; es war vor zwei Jahren."

„Ganz recht. Die Vorstellung hat mich ergriffen, aber auch erschreckt. Welche Gewalt der Leidenschaft wohnt in der Brust des Menschen! Wie kann sie dargestellt werden! Und Shakespeare! Wie fein und anspruchlos sind die Liebesfäden angelegt zwischen Romeo und Julia, ihre Herzen neigen sich aber rasch und fest zusammen, und sie können einander nicht mehr verlieren, ohne vereint unterzugehen. So ist die Liebe in der Poesie, nicht anders darf sie sein. Die Größe der Schilderung muß uns für die kleine Wirklichkeit entschädigen, die sich so bürgerlich gemein macht, daß sie Zeitungsblätter als Eheprocuratoren begünstigt."

Lindner, der so Angeredete, bemerkte gleichgültig: „Wir sind fast drei Jahrhunderte voraus."

„Voraus oder zurück — ich wollte Sie nicht beleidigen, Herr Lindner." — Ein scharfer Blick schien ihre Worte noch näher erklären zu wollen.

Dieser verstand sie recht gut, zielte sie doch, eine strenge Aristokratin, auf das Bürgerthum, das jenen über den Kopf zu wachsen strebt; er wollte sie aber

nicht verstehen, ein Feind jeder poetischen Ueberschwänglichkeit, und begnügte sich deßhalb mit der Frage: „Und warum hat Sie die Schauspielerin erschreckt, die die Julia vorstellte?"

„Weil ich glauben muß, wer so ganz Hingebung in der Leidenschaft, der kann es auch in Wahrheit sein, und — das bricht das Herz."

Lindner lächelte: „Die Uebung stählt die Nerven, und die Schauspielerinnen meiner Bekanntschaft lernten von Vielen."

„Darauf müssen Sie Antwort geben!" rief die Dame zu Therese hinüber. Diese, die dem Gespräche mit großer Theilnahme, aber ohne rechtes Verständniß zugehört hatte, erröthete und sagte verlegen: „Ich bin erst kurze Zeit beim Theater, und weiß nicht, was der Herr meint."

Dieser schenkte ihr einen zweiten sehr aufmerksamen Blick, und murmelte Etwas in sich hinein. Nach einer Pause fragte er laut: „Ihr Name, wenn man ihn wissen darf?"

„Therese Müller." —

Sie waren inzwischen aus dem Walde getreten, und vor ihnen lag Schloß Ellern. Es ist ein großes weitläufiges Gebäude mit hohen Giebeln, Thürmen und Warten. Malerisch auf einem Hügel

gelegen, lagert sich zu seinen Füßen terassenförmig das dazu gehörige Dorf, und Alles wird von einer dichten waldigen Kette umschlossen, die erst weiterhin einen Fernblick auf ausgedehnte Wiesen und Felder gestattet . . .

Therese deutete auf das Schloß, das sich nur noch in sehr geringer Entfernung präsentirte, und machte Miene, sich zu verabschieden. Die Dame dankte ihr für die gehabte Bemühung in höflich artiger aber zurückhaltender Weise. Lindner fügte einige Worte hinzu, und so trennten sie sich . . .

Therese beeilte sich nach Hause zu kommen, denn schon neigte sich die Sonne zum Untergange, und sie hatte einen weiten Weg zurück. Während sie so mancherlei dachte, über das heutige Begegniß, über das gestrige, und wer wohl die Fremden sein mochten, lief sie mehr als daß sie ging, und wurde erst ruhiger, als sie das rothe Dach von Hellborn vor sich erblickte.

Zu Hause angekommen, fand sie einen Brief vor, der ihre nicht geringe Verwunderung und Ueberraschung hervorrief. Der Brief war ohne Unterschrift, trug den Poststempel ‚Berlin' und enthielt nur die Worte: ‚Bevor wir uns wiedersehen, nimm dieß Zeichen, daß ich Dich nicht vergessen habe. Möchtest

Du bleiben, wie Du warst, so rein, so gut und hold.'

Beigeschlossen war dem Briefe ein Epheublatt, in welches mit einer Nadel der Name „Therese" zierlich gestochen war . . .

Die Handschrift war ihr gänzlich unbekannt, und lange rieth sie hin und her, wer wohl der in seiner Art etwas ungewöhnliche, fast allzu naive Briefschreiber sein konnte. Zuletzt — der Mensch giebt ja stets seinen Lieblingsgedanken nach — dachte sie an den Mann, dem sie heute wieder zu begegnen gehofft, und bei dieser Ansicht blieb sie stehen, ohne die große, nur bei ihrer Unerfahrenheit glaubwürdige Unwahrscheinlichkeit zu prüfen. Sie war noch in dem glücklichen Alter, um diese Schwärmerei, wie sie sich in dem Briefe aussprach, angenehm und ohne Lächerlichkeit zu finden. Mit einem Gesicht voll Glück las sie die Zeilen wiederholt, und jemehr ihr Wunsch, daß er es sei, der sie geschrieben, mit jenem Gesicht zusammenlief, desto fester wurzelte sich die Gewißheit in ihr Herz . . . sie konnte sich nicht mehr davon trennen, so daß sich das Bild des Mannes in ihre Träume mit verwebte, und er ihr erster Gedanke blieb, als sie nach einer unruhigen Nacht erwachte. —

Zwölftes Capitel.

Während Therese sich so zu Hause überrascht fand, waren die Personen, die sie begleitet, auf dem Schlosse Ellern angelangt, wo sie mit Ungeduld von dem Besitzer erwartet wurden.

Der alte Herr war heute ungewöhnlich aufgeräumt, und mit lebhaften Schritten ging er in dem kleinen Salon auf und ab, der eine herrliche Aussicht auf den Park des Schlosses gewährte, und in dem er sich allabendlich mit den Seinigen zusammen zu finden pflegte. Die Gesellschaft war freilich jetzt niemals groß; ein eigenes trübes Verhängniß ruhte auf der Familie, und von ihren zahlreichen Mitgliedern waren in einer Zeit und in reiferem Alter die meisten rasch hintereinander und unter den auffallendsten Umständen gestorben. Diese harten Schicksalsschläge, namentlich der Tod seiner Gemahlin, hatten den Besitzer von Ellern, Grafen Rößingg, bestimmt, sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, und den größten Theil des Jahres auf seinen Gütern zu verbringen.

Früher Staatsminister eines der bedeutendsten deutschen Mittelstaaten, gehörte Graf Rößingg zu den reichsten Grundbesitzern des Landes, sein Name

glänzte in der ersten Reihe des Adels; eben diese äußeren beneidenswerthen Verhältnisse dienten nur dazu, das große Unglück seines häuslichen Kreises um so auffallender erscheinen zu lassen. Von vier Söhnen und drei Töchtern starben ihm fünf in der Blüthe der Jahre, die meisten plötzlich und unerwartet, und alle unter gewaltsamen unnatürlichen Umständen.

Graf Rößingg ertrug sein grausames Loos mit einer Ergebung, von der man nicht wußte, ob man sie bewundern sollte, oder ob sie auf dem Mangel an Gefühl beruhte. Seine Züge verriethen keine Erschütterung, keine heftige Klage, aber er alterte zusehends, sein graues Haar wurde schnell weiß, sein Körper sank zusammen . . .

Seine letzte Hoffnung beruhte nun noch auf seinem einzigen Sohne, Arthur, und einer Tochter, die er jetzt eben mit ihrem Begleiter auf das Schloß zukommen sah. Er winkte ihnen schon aus der Ferne, beobachtete jeden Schritt, den sie vorwärts thaten, und ein zufriedenes Lächeln stellte sich auf seinen abgehärmten Wangen ein, als er die Tochter glücklich in's Schloß treten sah. — Bald stand sie in Begleitung Lindner's vor ihm . . .

„Eine gute Botschaft!“ rief er ihnen entgegen,

lebhafter wie sonst, indem er auf Beide zuschritt und die Hände seiner Tochter faßte.

„Ich höre, Vater!“ entgegnete sie mit Theilnahme.

Der alte Herr, der neben der hohen Gestalt seiner Tochter fast klein erschien, prüfte ihr Aussehen, und in seinem Auge lag so viel Zärtlichkeit, als der beste Vater für sein Kind empfinden mag. „Arthur kommt noch heute hier an!“ sagte er mit einigem Nachdruck.

„Arthur?“ wiederholte sie. „Das ist wirklich eine gute Nachricht. Sie haben viel vermocht, Lindner!“ wandte sie sich an diesen, der bescheiden einige Schritte zurückstand.

„Ja, das haben Sie,“ bestätigte der Graf, indem er auf ihn zuging und ihm ebenfalls herzlich die Hand drückte. „Ich hatte es anfangs nicht glauben mögen, ungeachtet Ihrer wiederholten schriftlichen Versicherungen, und Ihrer mündlichen, als Sie uns vor drei Wochen mit Ihrer Ankunft überraschten. Es liegt eine Kluft zwischen mir und meinem Sohne, Sie haben sie geebnet, Lindner, wie kann ich Ihnen dafür danken? Fordern Sie viel, denn es ist nichts Geringes, einen Vater mit seinem Sohne ausgesöhnt zu haben!“

Er zog ihn an den Tisch, wo der Thee servirt stand, und wartete auf eine Antwort.

Lindner warf einen Blick auf die Comtesse, dann auf den Grafen, und entgegnete in einer Weise, die den Dank weder ablehnte noch ihn anzunehmen schien: „Excellenz sind mit Ihrer Güte überaus zuvorkommend.“

„Sie sollen fordern!“ betonte dieser.

„Wenn Excellenz nur nicht bereits so viel für mich gethan hätten! Mit einer Forderung, nachdem Sie mir hundert Wünsche erfüllt, müßte ich eigennützig erscheinen, und das könnte ich nur dann verantworten, wenn ich wirklich eine große siegreiche Handlung begangen. That ich aber das? Graf Arthur erfüllt nur den eigenen Drang seines Herzens, wenn er zu seinem Vater zurückkehrt.“

„Aber nicht ohne Ihr Zuthun! Ich kenne meinen Sohn, und weiß, daß er ohne Ihren Einfluß mir noch nicht sobald die Freude gemacht haben würde, ihn wieder zu umarmen. Ich liebe es nicht, Jemandes Schuldner zu sein.“

„Und doch muß ich bitten, daß es Excellenz dießmal gegen mich bleiben, wenn Sie mir durchaus ein Verdienst zuerkennen, oder daß Sie es vergessen, mir ein Unrecht auf ein solches ertheilt zu haben.“

„Ohne diplomatischen Versteck! Ich erwarte, daß Sie zu einer Ihnen bequemeren Zeit fordern werden."

Lindner verbeugte sich schweigend, und der Graf fuhr fort: „Die Bedingung will ich erfüllen, nie mehr den Umstand zu erwähnen, der uns trennte; Arthur soll überhaupt thun und laßen dürfen, was ihm beliebt, ich will ihn in Nichts hindern, er folge durchaus seinen Neigungen. Wiederholen Sie ihm das, Lindner."

„Der junge Graf hat sich nie beklagt," versicherte dieser.

„Nun ja doch," lächelte der Minister ungemein wohlwollend — „ich habe auch gesucht, ihm dazu jede Gelegenheit zu benehmen; alles von meinem Reichthum, von meinem Herzen steht meinen Kindern zu Gebote." — Er heftete einen Blick auf seine Tochter, als sollte sie ihm diese Aeußerung bestätigen. Eleonore rückte ihm auf dem Sopha auch ganz nahe und drückte ihm zärtlich die Hände. Er hielt sie fest, streichelte ihr das Haar aus der Stirn und sagte: „Ich will nur Euer Glück, Eleonore. Ihr seid ja alles was mir übriggeblieben, Du und Arthur, von einem so großen Schatze, daß man mich darum beneidete, und ihn für so werthvoll hielt,

und mich den reichsten Mann im Lande zu nennen. Nun" — fügte er in trüber Erinnerung hinzu — „ich habe so viel verloren, daß der Neid wohl verstummt sein wird."

„Bis auf einen kleinen Rest," bemerkte Eleonore, indem sie einen Kuß auf die gefurchte Stirn des alten Herrn drückte. „Arthur und ich werden alles aufbieten, um den Verlust des liebevollsten Vaters zu vermindern. Ich denke mir das Leben schön, wenn Arthur kommt! Er wird auf seiner Reise gelernt haben, zu vergessen, und frisch und fröhlich die Gegenwart genießen. Was gewinnt man sonst vom Dasein, wenn man auf den Genuß verzichtet? Einförmig, schaal und flach spinnt es sich ab, und ist man am Ende angelangt, findet man keine Antwort auf die Frage: hast Du gelebt? Will ich leben, darf ich der Lust nicht entsagen."

Lindner, der auf einen Wink des Grafen einen Stuhl an den Tisch gerückt, spielte mit dem silbernen Löffel in seiner Hand, und warf wiederum einen jener sonderbaren vielsagenden Blicke auf Eleonore, deren Antlitz von einem tiefen Roth erglühte, während der Minister erwiederte: „Und was nennst Du Genuß? Kenn' ich Dich recht, so ist diese friedliche Abgeschiedenheit für Deinen rastlosen Sinn eher ein

Gefängniß, als eine Erholung. Die Natur hat für Dich kein anziehendes Geschenk."

„O doch," versicherte Eleonore, die fühlte, daß sie zu viel von ihren Empfindungen verrathe. „Gewiß bin ich nicht blind für den Reiz des Landlebens, und so lange ich in Deiner Gemeinschaft bin, und nun bald in der Arthur's, werd' ich nichts vermissen. Und wenn ich wirklich nicht mehr ganz den bescheidenen Sinn besäße, der auch im grünen Wald seine Heimath findet, der bleiche Winter bleibt nicht aus, der uns in die Residenz zurückführt."

„Es wäre Thorheit," bemerkte der Minister, „Deiner Jugend Zwang auferlegen zu wollen, wie überhaupt den Neigungen der Menschen, so lange sie sich mit der Schicklichkeit vertragen. — Aber horch! fährt nicht ein Wagen vor?"

Alle lauschten hinaus, aber es war nichts. Der alte Graf, der kaum die Ankunft seines einzigen Sohnes erwarten konnte, aber gewohnt war, seine Empfindungen unterzuordnen, fuhr fort: „Nur möchte ich wünschen, Eleonore, daß Du Dich an den Gedanken gewöhntest, der Mensch habe einen Zweck des Daseins. Genieße so viel Du magst das Leben, aber springe auch nicht absichtlich von seiner ernsten

Seite ab, übergeh' nicht die Bestimmung, die Du als Weib zu erfüllen hast."

„Was meinst Du, Vater?"

„Sieh', Eleonore, mein Haus ist gelichtet, von Deinen vielen Geschwistern ist nur noch Arthur übriggeblieben, er ist der Letzte unseres alten Namens, ich möchte diesen erhalten wissen. Mich peinigt der Gedanke, daß es anders kommen könnte."

„Und wie ist dem vorzubeugen?" fragte sie, die ihn recht gut errieth, aber nicht errathen wollte. Zugleich fiel ihr Blick unwillkürlich auf Lindner, der ihrem Auge mit einem so auffallenden Ausdruck begegnete, daß es in ihr ein Gemisch von Furcht und Grauen erregte . . .

„Erfülle endlich meinen Lieblingswunsch," betonte der alte Herr. „Heirathe, Eleonore! Ich kann Dir gar nicht sagen, Tochter, wie sehr mich dieser Gedanke beschäftigt. Mein Herz erfrischt sich mit ihm, und ich seh' eine schöne Zeit nach einer trüben wiederkehren. Eine Schaar blühender Enkel um mich, es würde mich nicht allein mit einem harten Schicksal versöhnen, sondern auch meinen gesunkenen Lebensmuth erheben."

„Du sagst das so feierlich, Vater!" — sagte sie zögernd.

„Es ist der Ton des Unglücks. Denke was hinter uns liegt, und Du wirst meine Besorgniß begreifen. Stimme diesen Ton um — Du vermagst es.“

„Aber Arthur sollte es thun, der Mann ist der Träger eines Namens. Richte an ihn diese Aufforderung.“

„Auch das wird geschehen, nur will ich ihn schonen, bis er uns wieder näher getreten. Er trägt eine alte Wunde im Herzen, ich muß erst wissen wie weit sie vernarbt ist.“

„Und darum soll ich geopfert werden?“ brach sie mit einem Anflug von Ungestüm hervor. „Ich habe bis jetzt vermuthet, daß mein freier Wille in dieser Angelegenheit entscheiden sollte. Ich habe das gehofft, weil ich stets in Dir einen gütigen Vater sah, der sein Kind nicht zu einer Vermählung zwingen würde, die meinem Herzen widerstrebt.“

„So lange dieser Wille nicht in Starrsinn ausartet!“ Der alte Herr erhob sich zugleich mit ihr, die heftig im Zimmer auf und niederging. — Lindner war in einer peinlichen Situation und wollte sich entfernen, als ihn die Stimme des Ministers zurückrief: „Bleiben Sie! Sie sind kein Fremder in meinen Angelegenheiten, und waren so lange Zeuge

dieser Scene, daß Sie auch erfahren müssen, wie sie endet; ich will vor Ihnen wie vor Allen gerecht erscheinen."

Mit gewaltsamer Ruhe, obwohl die Adern auf seiner Stirn deutlich die innere Erregung verriethen, wandte er sich wieder an Eleonore: „Ich habe noch keinen Namen genannt, ich habe Niemand genauer bezeichnet!"

„Und doch kenn' ich ihn, den Du mir aufdringen willst. Es ist fast lächerlich, zu denken, daß ein Mann sich zuerst an den Vater wendet, bevor er das Herz der Tochter gewonnen, und doch giebt es solche Hasenritter, die hinter den Muth Anderer flüchten. Bei Gott! schon dieser Gedanke müßte den Vater abschrecken, so gut wie die Tochter!"

„Eleonore!"

„Wahr, wahr ist es, und nicht zehntausend falsche Zungen können die Wahrheit übertäuben! Oder meinst Du wirklich, Vater? Dann muß ich zu dem Vorwurf greifen: warum hast Du nicht frühzeitiger meinen Sinn in Bahnen gelenkt, die ihn geschmeidig zum Kauf und Verkauf machen? Es klingt vielleicht wie ein Mirakel — aber das gereifte Herz eines edlen Geistes läßt sich nicht verschachern. Das

ist etwa nicht groß gedacht; es taugt nur nicht für die heillosen Ohren eines heillosen Zeitalters!"

„Schweig' Thörin!" zürnte der alte Herr mit der ganzen Kraft seiner Stimme. „Willst auch Du den Fluch, der auf diesem Hause lastet, aufrütteln? Deine Heftigkeit ist eben so abscheulich, als ungerecht. Wodurch hab' ich Sie hervorgerufen? Daß ich einen Wunsch durchblicken ließ, dessen Erfüllung mir angenehm wäre? Darf das ein Vater nicht mehr, hat er kein Recht, keines auf seine Kinder? Mit Deiner Klügelei über die heutige Welt willst Du alles bestreiten, und zuletzt ist es doch nur der Unverstand des gröbsten Eigendünkels, der Dir Worte leiht . . ."

Sanfter setzte er hinzu: „Eleonore, hab' ich denn etwas gethan, was Dir mein Herz entfremdet? Ich glaube nichts unterlaßen zu haben, um mir das Deine nicht mehr zu erhalten, so nahe, wie es zwischen Eltern und Kindern sein muß. Möglich, daß ich's in diesem und jenem versehen habe, doch weiß ich's nicht, mein Gedächtniß ist trügerisch geworden. Geschah es, ich will die kurze mir noch geschenkte Zeit benutzen, um meine Fehler zu verbessern; thu' aber auch das Deine!"

„Vater!" rief Eleonore, ergriffen von dem Ton des Grafen, und der Mahnung an den Fluch des

Hauses, aus, indem sie eine Bewegung machte, ihm entgegenzugehen. Rasch zog er sie in seine Arme und hielt sie einen Augenblick innig umschlungen.

„Vergieb!“ hauchte sie leise, „Du kennst ja mein heißes Blut.“ Er schob sie einen Schritt zurück, prüfte ihr Antlitz, lächelte zufrieden und wieder glücklich, und führte sie dann zum Sopha, wo sie an seiner Seite Platz nehmen mußte.

„Lorchen,“ begann er wieder mit seinem zärtlichsten Ausdruck — „bleibe mir jetzt ruhig, gieb Dir die Mühe mich einmal still anzuhören. Ich habe Niemand genannt, den ich Dir aufdringen will, ich äußerte bloß einen Wunsch, den ich erfüllt sehen möchte, und Du bist gleich Feuer und Flamme. Das hat schon viel böses Blut gegeben, mit Deiner Heftigkeit hast Du schon Viele gekränkt und verletzt . . . Doch, ich wollte Dir keinen Vorwurf machen . . . Wenn Du aber Unschuldige beleidigst, so wirst Du mir wohl erlauben, sie zu vertheidigen. Graf Schacht, der Mann von dem ich wünsche, daß Du ihn heirathest, hat bei mir noch nicht um Deine Hand angehalten, er hat noch keine Aeußerung gethan, die seinen festen Entschluß in dieser Beziehung verriethe. Fremd ist Dir jedoch so wenig wie mir, daß er Dich liebt, und daß sich bei ihm alles vereinigt, um diese Parthie

angenehm erscheinen zu lassen. Du hast zudem seine Huldigungen angenommen, seinen Umgang vorgezogen."

„Ich?" —

„Ja, Du! Ist auch das Auge eines Mannes für solche Auszeichnungen weniger scharfsichtig als das des Weibes, so findet doch jeder Liebende immer die Grenze, wo die zärtliche Annäherung beginnt."

„Vater!" Sie sah ihn mit einem großen Blick an, und es zuckte etwas wie Hohn um ihren Mund.

„Nun? sprich aus, was Du denkst."

„Ich will mich mäßigen, weil Du den Grafen in Deinen Schutz genommen. So weit ich ihn kenne, so ist er mit seinem Verstand zu Ende, wo dieser bei Andern anfängt; sein Betragen ist sein Wappen, ein eichener Klotz inmitten von Pfauenfedern; seine Denkungsweise nicht besser: absprechend, roh und voller Dünkel. Ich weiß nicht, ob das Eigenschaften sind, die einem Weibe gefallen können — ich hatte einmal andere Träume."

Der alte Herr, der wiederholt gegen seinen aufsteigenden Unmuth anzukämpfen hatte, den der Widerspruch und die scharfe, sehr unwahre Schilderung des Grafen in ihm hervorgerufen, begnügte

sich dennoch nur mit der Bemerkung: „Und warum hast Du seinen Umgang geduldet, ja, sogar vorgezogen, wenn der Graf wirklich Deiner übertriebenen Schilderung entspricht? Weßhalb?“

„Seiner herkulischen Gestalt wegen. Es machte mir Vergnügen, einen Cyklopen apportiren zu lassen. Dann dacht' ich auch: nöthigenfalls schlägt er Dreie nieder, wenn sie Dich angreifen — in der Stille der Wälder ist es nicht geheuer!“

„Genug!“ rief der Minister zornig, indem er sich rasch erhob. „Das sind nicht die wahren Gründe Deines Widerspruchs, Graf Schacht ist Cavalier, ein Mann von Geist und Ehre. Dein Unrecht gegen ihn und mich entspringt aus einer andern Quelle — Du liebst!“

„Und wenn es so wäre? Haben Sie Ihren Kindern nicht zehnmal versichert, sie könnten frei wählen!“

„Wer ist es?“

„Das, Vater, erfährst Du nicht, heute nicht! Ich bitte Dich, sei nicht schlimmer, als wie Du es stets gegen Deine Kinder gewesen. Du sagst, Du kennst mich, so wirst Du auch wissen, daß ich nicht hinunter steige; so weit vergißt sich die Gräfin Rößingg, die Tochter eines Staatsministers niemals, niemals!“

„Schließt diese Versicherung die Befürchtung aus? Du bist nicht mehr so jung, um eine Schwärmerei verzeihlich zu finden, und das Vertrauen gegen mich würde Dir wohl geziemen. Indeß ein für allemal: Bis zu Deinem nächsten Geburtstage will ich Dein Geheimniß wissen, oder Du bist mit dem Grafen Schacht verlobt. Du hast demnach vier Wochen zur Ueberlegung.“ —

Eleonore schwieg, um nicht eine Scene zu erneuern, die widernatürlich nie zu einem glücklichen Resultate führen konnte. Sie liebte ihren Vater aufrichtig, aber ihr leidenschaftlicher Charakter machte sie nur zu oft blind gegen alle Vorstellungen, ein Ausbruch ihrer Heftigkeit war schrankenlos, er bedrohte sie selbst und ihre Gegner. Das waren freilich nur Momente, die eben so rasch verflogen, als sie gekommen, aber auch ein Moment kann zerstören und verderben, was nie wieder herzustellen ist. Gegen diese Heftigkeit, die sie bereits als Kind gezeigt, war Alles geschehen, was sich thun ließ, man hatte keine Bitten gespart, Vorstellungen und Strafen, doch vergebens. Ja, es schien sogar als brächten diese Ermahnungen des Gegentheil hervor, denn je älter Eleonore heranwuchs, je öfter und energischer kam ihre Heftigkeit zum Ausbruch. Sie konnte in einem solchen

Augenblicke nicht den geringsten Widerspruch vertragen, sie durchbrach alsdann alle Schranken der Weiblichkeit. Den Moment darauf konnte sie freilich wieder so sanft und ruhig sein, daß man kaum an das eben Vergangene mehr glaubte, sie vergoß Thränen und klagte sich auch wohl selbst an, aber diese schlimme Launenhaftigkeit bedrohte fortwährend ihre Umgebung, und es bedurfte wahrlich der Geduld eines Engels, um sie zu ertragen . . .

Der alte Herr, von dem man im Allgemeinen nur das Beste sagen konnte, vereinte sonderbarer Weise seinen Kindern gegenüber eine Tugend und einen Fehler. Zärtlich, besorgt, für ihr Wohl bedacht, übte er doch wiederum eine Art von Tyrannei über sie aus, und weil er das Bewußtsein in sich trug, daß er Alles für sie zu thun im Stande sei, nicht unterlasse, was ihnen seine Liebe bewiese, so kam er zuletzt dahin, Alles für unfehlbar zu halten, was er über sie beschließe. Es gab keinen zärtlicheren Vater wie ihn, aber er forderte unbedingte Unterwerfung; das galt ihm als Beweis der Anerkennung für eine Zuneigung, die jeder Aufopferung fähig . . .

Es ist nichts seltenes im Leben, daß man auf solche Eltern trifft, nur erwächst dadurch fast eben so oft häuslicher Unfriede; denn jene vergessen es, daß

der Erwachsene jede Bevormundung haßt; sie ist immer eine Art von Sklaverei . . .

Lindner, Zeuge des obigen Gesprächs, machte im Stillen diese Bemerkung, und für das Ziel, das er im Auge hatte, war in dieser Stunde viel gewonnen . . . .

Zunächst beschäftigte ihn der Gedanke, wer es sei, den Eleonore liebte. Fast vor einigen Wochen von Nizza zurückgekehrt, wohin er den jungen Grafen, dessen Gesellschafter und Secretär er war, begleitet hatte, sah er nur wenige Männer in ihrer Umgebung, und von diesen wurde keiner von ihr ausgezeichnet; um so befremdender erschien ihm ihre Erklärung, die so sehr seine Gefühle bestürmte . . .

Er wurde aus seinem Nachdenken durch die Aufforderung des Staatsministers geweckt, ihm von seinem Sohne zu erzählen. Schnell gefaßt kam er dieser Aufforderung bereitwillig nach, und mit der ihm eigenen Geschmeidigkeit wußte er sehr bald den alten Herrn aufzuheitern. Er erzählte viel, und schnell enteilten einige Stunden . . .

Schlag eilf Uhr fuhr ein Wagen in den Schloßhof, der Graf und Eleonore flogen die Treppe hinab und dem Ankommenden entgegen. Lindner blieb zurück, und betrachtete ein Medaillon, mit dem die

Gräfin während seiner Erzählung gespielt und das sie auf dem Tische liegen gelassen. Seine Stirn verfinsterte sich, es dämmerte in ihm auf, aber noch traute er seiner Vermuthung nicht . . .

Das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn war ein herzliches, inniges. Ein Jahr hatten sie sich nicht gesehen, und der alte Herr konnte der Umarmungen gar nicht satt werden. Eben so war die Hingebung Arthur's, und es schien, als wollten sich Beide in Beweisen der Zärtlichkeit überbieten; nur sparsam gestattete es der Vater, daß Eleonore ebenfalls ihre Freude über die Rückkehr des geliebten Bruders durch Kuß und Händedruck äußerte . . .

Der Minister fand an seinem Sohne viel zu loben: das frische gesunde Aussehen, die gekräftigte schlanke Gestalt, den Ausdruck des männlich schönen Gesichts. Wie anders war er geschieden! Krank, niedergebeugt hatte er Deutschland verlassen . . . Freilich übersah der alte Herr, als der erste Rausch des Wiedersehens verflogen, einen Zug der Schwermuth in dem Antlitz des Sohnes, wie nach und nach an die Stelle der durch die Erwartung hervorgerufenen Röthe in dasselbe eine feine Bläße trat — die Freude und das Glück bezaubern das Auge . . .

Spät erst, es graute bereits der Morgen und

ein Frührothsstreifen schimmerte in's Zimmer, wo die Kerzen erblaßten — trennten sich Vater und Sohn.

Arthur bat Lindner, ihn in sein Schlafgemach zu begleiten. Hier angekommen, warf er sich erschöpft in ein Sopha und sagte: „Mein Geist ist müde! Der gute Vater vergißt ganz, daß man von einer Reise nicht kommt, wie man zu einem Balle eilt . . . Wie hast Du Alles hier im Hause gefunden?"

„Nicht Anders wie wir es verlassen haben. Ein Jahr gestaltet wenig um."

„Sage das nicht. Verlangt man doch von mir Genesung, und ich brauche mindestens noch ein Jahr, um dahin zu kommen, daß ich mich leidlich befinde."

„Also noch immer der alte Schmerz?"

„Schmerz? Nein. Wozu hat man die Einsicht: der Mensch ist da, um zu wünschen, nicht, um jeden Wunsch erfüllt zu sehen? In jenem liegt die nothwendige Erregung, in diesem die rasche Sättigung. Mein Herzensübel ist zum größten Theil geheilt, nur die Erinnerung macht mir noch zu schaffen. Ein kluger Arzt räth' eine Zerstreuung an, so viel davon zu haben, und wo möglich einen frischen neuen Gegenstand, der Herz und Körper gleich

beschäftigt, und nicht nur das Eine. Du siehst, auch die Arzneikunde ist trefflich modern geworden."

„Man muß den Rath des Arztes befolgen," bemerkte Lindner trocken.

„Wie willst Du das aber ausführen?" lachte Arthur. „Für die Einsamkeit ist hier Alles gethan: ein abgelegenes Schloß, Wald und Wiesen — Du willst mich doch nicht in die Gesellschaft der Bauern und Kuhmägde verweisen?"

„Den Poeten allerdings in Wald und Wiesen, der Kunstkenner mag sich mit den letzteren selber abfinden."

„Ah, Du spottest! Aber, Lindner, mit den Poeten hab' ich seit Jahr und Tag nichts zu schaffen, und was ich einmal als Kunstkenner gegolten, ist ebenfalls nie von Bedeutung gewesen. Ich kann Verse schmieden, aber ein echter wahrer Dichter bin ich nicht, sonst müßte mich's der Schmerz gelehrt haben. Laß' diese Neigungen der Jugend, und verhilf mir zum Genuß!"

Lindner wurde an Eleonore erinnert, aber er verrieth nichts von seinen Gedanken, und erwiederte seinem Jugendfreunde: „In der Gegend wohnt ein reicher Adel, es wird an Gesellschaft nicht fehlen, und in dem nahen Hellborn hat sich sogar eine

Theatertruppe eingefunden, ein oder die andere Vorstellung wird doch wohl leidlich anzusehen sein."

„Das ist bis zum Winter genug und mehr als ich erwartete. Dann will ich mit Ernst an einen Lebensberuf, wie es mein Vater verlangt. Und nun, gute Nacht!" —

„Gute Nacht!" — Lindner ging bis an die Thür, dann kehrte er noch einmal zurück und fragte: „Wie steht es mit Deiner Wunde, Arthur?"

„Die Kugel ist herausgezogen, und die Narbe nicht so groß wie ein Thalerstück." —

„Ist es nicht eine entsetzliche Thorheit, sein Leben in einem Duell auf's Spiel zu setzen?"

„Würdest Du es nicht thun, Lindner?"

„Nein, so lange es noch andere Mittel giebt, sich einen Gegner vom Halse zu schaffen."

„Lindner!"

„Wahrhaftig, Arthur. Ein Mensch ist mir mein Leben nicht werth. Denke wie Du willst darüber, meinetwegen auch, daß meine Gesinnung eine bürgerliche ist, die an eine adliche nicht hinanreicht, doch im Uebrigen zeigte mir eine chemische Analyse, der ich einmal beiwohnte, daß Blut Blut ist. Gute Nacht!"

Arthur folgte ihm mit einem Blicke, bis er zur Thür hinaus war, dann begab er sich zur Ruhe. —

Dreizehntes Capitel.

Mit der Ankunft des jungen Grafen kam wirklich eine größere Lebendigkeit in das Schloß Ellern. Der alte Herr erließ Einladungen in die Nachbarschaft, und diese verfehlte nicht, sich bei dem reichen und noch immer sehr einflußvollen Staatsminister einzufinden. Sogar Gäste aus der einige Meilen entfernten herzoglichen Residenzstadt W . . . stellten sich häufig ein.

Arthur fand wenig Behagen an diesen lauten Gesellschaften, und der Spott, den er in der Unterhaltung mit seinem Jugendfreunde hatte durchblicken lassen, rächte sich nur zu bald. Der junge Graf war nichts weniger als für eine Unterhaltung geschaffen, die nur dazu dienen muß, um die Stunden zu tödten, und sein Geist tastete mit geringem Geschick um die Tagesfragen, die zumeist abgehandelt wurden. Besser fand sich in diesen Cirkeln voller Convenienz und trockener Geschmeidigkeit Eleonore zurecht, sie war ihr Mittelpunct, und die allgemeine Huldigung, die ihr zu Theil wurde, gewährte ihr immerhin eine gewisse Genugthuung, die dem Weibe nicht selten als Befriedigung gilt. Mehr als der Mann auf's Gefallen angewiesen, übersieht es mit

seltenen Ausnahmen stets in der Huldigung die besseren Ansprüche des Herzens, und es kann genießen, wo der Mann Abneigung empfindet . . . Darüber entscheidet auch nicht die Erziehung, es ist das allgemeine Naturell des Weibes, das hier gebietet, und nur die edelste Bildung oder die Jahre begünstigen einen Unterschied . . .

Die Gräfin war für die Gesellschaft um so hingebender, als bei derselben Graf Schacht, den eine Angelegenheit nach Berlin gerufen, fehlte, und der Staatsminister nicht wieder das Gespräch auf ihn lenkte. Um so öfter that es Lindner, und jedesmal mit einem so warmen entschiedenen Lobe für den Grafen, daß Eleonore eben so häufig in die äußerste Aufregung gerieth. Der Widerspruch gegen ihre unverholene Abneigung reizte sie, und sie konnte ihn am allerwenigsten bei einem Untergebenen, wie sie Lindner betrachtete, begreifen; er bekam mitunter die bittersten Dinge darüber zu hören, aber er nahm sie mit anscheinender Gleichgültigkeit hin, und ließ sich durchaus nicht von seiner Meinung über den Grafen umstimmen. Auffallend war dabei, daß Lindner Herrn von Schacht nur oberflächlich kannte, und in Gegenwart Arthur's gänzlich über ihn schwieg. In gleicher Weise benahm er sich unter vier Augen mit dem

Minister, und weder Lob noch Tadel kam über seine Lippen . . .

Arthur entzog sich seinerseits bald nur zu gern der lauten Gesellschaft, und am liebsten strich er durch die Wälder, die im frischesten Grün prangten und die für das empfängliche Gemüth einen Reichthum enthalten, der eben so geheimnißvoll als wohlthuend ist. So kam er auf einer seiner Wanderungen auch nach Hellborn, das er lange nicht gesehen. Der Ort war ihm lieb, es war ein Tummelplatz seiner Kindheit, als Hellborn noch seiner Tante gehört hatte, die nun auch längst unter den Todten weilte.

Solche Orte, an die sich eine theuere Erinnerung knüpft, erfüllen uns immer mit einer Fülle von Gedanken, wenn wir sie nach Jahren wiederbetreten, und Vergangenes und Gegenwärtiges reihen sich zu den mannigfachsten Bildern und Vorstellungen aneinander. Man ist inzwischen ein Anderer geworden, man hat Vieles erlebt, und nirgends eine Ruhestatt für unsere Schmerzen und Erfahrungen gefunden; hier waren wir frei davon, wir waren Kinder, die am bunten Kiesel sich ergötzten, die den fliegenden Drachen mit Jubel emporsteigen ließen, die seelenvergnügt dem Zirpen der Wiesengrille, dem Finkenschlag und dem Ruf des Kukuckes lauschten . . .

Das Alles war ein großer, ein besserer Reichthum, als wir ihn da draußen in der Welt gefunden! Wir haben ihn eingebüßt, und im Grunde keinen Ersatz erhalten. Die Forderungen an unseren Verstand, unsere materielle Kraft steigerten sich von Jahr zu Jahr; sie erfüllten sich wohl auch, und erhielten eine Belebung, aber das Gemüth krankte unmerklich dabei und den Reichthum des Wissens und der Erfahrung paralysirte steigend Frost und Kälte des Herzens . . .

Es ist ein trüber Austausch für das lebendige Herz diese Kälte, aber sie ist nothwendig unter den Menschen, unter der frostigen gleichgültigen Allgemeinheit, und wer sich dagegen wahrt, ist ein Verlorener nach beiden Seiten: Der Materialismus zuckt über ihn die Achseln, benutzt und verspottet ihn, und das warme theilnehmende Herz, nach dem er sich sehnt, ist in dem breiten Strome nicht bezeichnet um es glücklich aufzufinden . . .

Die Erinnerung führte Arthur in eine Capelle, die zur Grabstätte seiner Tante von ihr selbst bestimmt worden war. Sie liegt mitten im Walde von herrlichen Buchen umgeben, die ihre breiten wohlthuenden Schatten darüber werfen, wenn wie jetzt, die Junisonne strahlend herniederfällt.

Das Innere der kleinen Kirche ist schlicht, ein einfaches goldenes Kreuz schmückt die glatte Marmorwand, sonst ist keine Verzierung, kein Altar hier angebracht. Zwei Fenster gewähren das nöthige Licht, das sich von außen durch bunte Scheiben bricht und magisch ausbreitet . . .

Arthur betete. Er betete mit Inbrunst und heißem unwillkührlichem Drang, der durch nichts Aeußerliches hervorgerufen, durch keinen Umstand, der das Herz belastet und dahin treibt, wo man glaubt, daß es von seinem Druck befreit werden müßte. Seine Andacht kam mit dem Augenblick, es trieb ihn dazu hier niederzuknieen und einen Gott anzubeten, den er oft durch lange Zeit vergessen . . . Der Glaube warf ihn auf die Marmorplatte nieder, und er erhob sich mit einer Befriedigung im Herzen, die ihm so bisher unbekannt gewesen . . .

Als er wieder hinaustrat vor die Capelle, schöpfte er, auf der Schwelle stehen bleibend, tief Athem, und es war ihm als läge über Alles, was er sah, eine Art von Verklärung. So schön, groß und majestätisch waren ihm die Bäume des Waldes nie erschienen, so frisch und duftig nie Feld und Wiesen, so zauberisch blau niemals der Himmel, so strahlend nie die Sonne . . .

„Das ist das Licht, das aus dem Herzen strömt und Alles durchschimmert, um es schöner zu färben," — sagte Arthur zu sich selbst, indem er weiter schritt . . .

„So ist überall Reichthum und Schönheit ausgebreitet, nur kommt es auf die Anschauung an. Das reine ungetrübte Gemüth findet Diamanten, an denen das verfinsterte gleichgültig oder verächtlich vorübergeht. Es ist nur zu wahr, kein Mensch wird arm geboren, aber wir werden es durch Andere oder durch uns selbst. Mit dem ersten Schritt in die Gemeinschaft sind wir auf dem Wege zu verlieren. Kommen dann Umstände, Verhältnisse hiezu, gegen die wir nicht vorbereitet und gestählt sind, gehen wir immer weiter, achten nicht auf Kluft und Abgrund. — Merkzeichen des Vergehens und der Sünde — stürzen uns muthwillig und leichtfertig in die einmal betretene Bahn, und die Erkenntniß stellt sich erst am Ende mit dem Schreck und dem Jammer ein . . ."

Neuer Anregung voll, fragte er sich dann wieder: „Warum betete ich nur? Ich bin mit dem Gedanken heute Morgen nicht aufgestanden, daß ich Verzeihung für meine Sünden bedürfte. Ueberhaupt ist mein Verkehr mit dem Himmel nicht bedeutend — war dieser unwillkürliche rapide Drang vielleicht eine

Mahnung an etwas Kommendes, an Etwas, was mich in Zukunft bedroht? Eine Abbitte zugleich? Wer weiß das? gewiß aber nicht mein Verstand, der für diese und ähnliche Fragen nie Zeit hatte. Jedenfalls war es nicht überflüssig was geschah . . ."

Arthur war den Hügel heruntergekommen, auf welchem die Capelle liegt, und vor ihm breitete sich jetzt ein großer freier Raum aus, theils Feld, theils Wiesen. Auf einer ausgewählten Stelle vergnügte sich eine Gesellschaft, Männer und Frauen, mit einem Spiel, das ihnen vielen Stoff zum Lachen und Scherzen gab . . .

Arthur sah dem Treiben eine Weile zu, und bemerkte jetzt eine jugendliche Gestalt, die ihn fesselte und desto mehr je länger er sie betrachtete. Das Mädchen lehnte an einem Baum etwas abgesondert von den Uebrigen und schien nur zuzusehen. Ihr reizvolles frisches Gesicht athmete nichts destoweniger Frohsinn und Munterkeit, und ihre Bewegungen verriethen, daß sie den lebhaftesten Antheil an dem bunten Wechselspiel nahm . . .

Wie es gekommen, er wußte es wohl selbst nicht, aber langsam hatte sich der Graf dem Platze genähert, wo das Mädchen verweilte, und plötzlich ruhten ein Paar helle kluge Augen fragend auf ihm.

Er fühlte, daß er erröthete, doch schnell gefaßt, fragte er munter: „Ist es erlaubt, an dem Spiele Theil zu nehmen?"

„Wenn Sie ein College sind, warum nicht?" antwortete eine entfernte Stimme für das Mädchen, das jetzt die Augen senkte . . .

„Ich möchte die Antwort von Ihnen!" flüsterte der Graf, indem er sich rasch an ihrer Seite befand.

Sie wich einen Schritt zurück und blieb ihm die Erwiederung schuldig. Dringender wiederholte er seine Worte, und fügte hinzu: „Ich bin so sicher einer Ihrer Collegen, als ich es werden will, wenn davon Ihre Gunst abhängt."

„Was heißt das?" lachte sie laut auf, und zeigte eine Reihe der blendendsten Zähne.

„Wie kann ich wissen, welchem Stande Sie angehören!"

„Dann sind die Schulkinder weiser als Sie, mein Herr, denn auf zwanzig Schritte rufen sie uns nach: Schauspieler! Schauspieler!"

„Ach, Sie sind Schauspielerin?" Jetzt wich Arthur einen Schritt unwillkürlich zurück und in seinem Gesicht spiegelte sich eine kleine Verlegenheit ab . . .

„Ganz gewiß; aber warum erschrecken Sie denn, mein Herr? Nehmen Sie Sich übrigens in Acht, es

wird Ball geschlagen, und gerade fliegt einer auf uns zu" . . . Schnell wich sie zur Seite, so daß sie dadurch noch mehr aus dem Kreise der Mitspielenden trat, und die gleiche Gefahr führte Arthur eben so schnell ihr nach. „Schauspielerin?" wiederholte er dann — „und man hat mir von Ihnen noch nicht gesagt!"

„Sagen Sie lieber: von uns! dann hör' ich zugleich unsern Director. Er klagt sehr über die geringe Theilnahme des Publicums."

Arthur erkundigte sich nun angelegentlich nach den Theaterverhältnissen, und er wußte es so geschickt zu machen, daß er während dem in nicht auffallender Weise den Platz verließ und sie im Flusse des Gesprächs an seiner Seite den Weg nach Hellborn einschlug, so daß sie bald die übrige Gesellschaft hinter sich hatten. Sie bemerkte diese kleine Kriegslist erst spät und äußerte nicht ohne leisen Vorwurf: „Ich habe da einen großen Fehler gemacht, Ihnen zu folgen, was werden meine Collegen wieder von mir denken!"

„Nehmen Sie so viel Rücksicht auf die Meinung Anderer?" fragte Arthur, der sich von seiner Begleiterin mehr und mehr angezogen fühlte.

„Wenn man allein steht, muß man wohl," ent-

gegnete sie mit einem halben Seufzer und ernster als früher.

Arthur war zu zartfühlend, um ihre weiteren Verhältnisse näher zu berühren, und er bemerkte deßhalb wie begütigend: „Was wird man Ihnen nachsagen können? daß Sie am hellen lichten Tage ein Mann nach Hause gebracht hat! Wenn man Ihnen das zum Vorwurf machen wollte, dann muß ich allerdings glauben, was man von Ihrem Stande im Allgemeinen erzählt."

„Und was erzählt man sich, mein Herr?"

„Daß in ihm Neid, Anfeindung, Kabale und Gehäßigkeit zu Hause sind."

„Das ist viel auf einmal!" meinte sie mit einem großen Blick auf ihn.

„Und trifft es nicht zu?" fragte er von ihrem Auge elektrisch getroffen.

Sie sah zu Boden und antwortete nicht, obwohl sie im Stillen die Frage bejahte. Der Graf faßte es auch so auf, denn er fuhr fort: „Es wird sich also ziemlich gleich bleiben, ob Sie Rücksichten nehmen oder nicht; doch sind Sie voll davon, dann müssen Sie auch auf jede Art von Selbstständigkeit und Vergnügen verzichten. Wenn Sie erst einige Jahre älter sind, dann werden Sie auch begreifen,

daß wir klug thun, nicht zu viel auf das Urtheil der Menge zu geben. Sie ist immer mit dem Schlimmen voraus, und das Gute muß ihr recht lebhaft vor die Augen gerückt werden, bevor sie daran glaubt. Keine Lebensstellung ist von Anfechtung sicher, kein noch so braver Charakter, und wenn es zumeist in Ihrem Stande geschieht, daß jene trüben Eigenschaften sich überwuchern, so ist es nur der natürliche Fehler einer allzu freien Kunst, zu der Jeder Zutritt findet. Würde dieser Zutritt erschwert, liefe nicht der Erste Beste zum Theater, so würden sich Neid und Kabale in größeren Anstand kleiden und die leichtfertige Verläumdung mehr verstummen."

„Sie lieben die Schauspieler nicht?" fragte sie schmerzlich berührt.

„Ich liebe sie, ohne mit ihnen intim sein zu wollen. Der Einzelne, Rechtliche unter ihnen wird stets einen Platz in meinem Herzen finden, und ich werde es nicht verschmähen unter Umständen ihn meinen Freund zu nennen; im Allgemeinen aber kann ich mich nur oberflächlich mit ihnen unterhalten, eine Collegialität nie wünschen."

Er bemerkte, daß diese Worte einen sehr ernsten Eindruck auf seine Begleiterin machten, und er fürchtete zu viel gesagt zu haben. Um sich ihr gegenüber zu

entschuldigen, sagte er: „Sie sind so jung, Sie müssen eine große Neigung für die Bühne empfinden?"

„Sie ist mein Alles!" hauchte sie leise.

„Ihr Alles! Fürwahr ein großes Wort, und ich will es Ihnen nicht schmälern. Es ist etwas Erhabenes, Göttliches um die Kunst, Sie haben Recht, und wer in seiner Jugend hat nicht einmal den lebhaften Wunsch empfunden, sich dem Theater zu widmen? Doch nicht jeder Charakter taugt dazu. Man muß entweder eine große Festigkeit besitzen, oder etwas von jenem glücklichen Naturell, das nichts schwer nimmt und leicht über Bedenklichkeiten hinwegzuschlüpfen versteht, die sich überall einstellen, wo, wie in Ihrem Berufe, durch Noth und Sorge, durch Neid und Kabale — ich wiederhole es — der Weg zum Ruhme führt. Ich setze bei Ihnen ein großes Talent voraus, und dennoch werden Sie mir beipflichten."

Sie sah abermals zu ihm empor, und er bemerkte, daß ihr Auge feucht war. Rasch ergriff er ihre Hand, küßte sie, und sagte herzlich: „Hab' ich Ihnen weh gethan? Bei Gott! das wollte ich nicht!"

„Sie haben mir weh gethan," entgegnete sie, „und Sie sagen es selbst, willenlos. So reißt nach und nach der Schleier, der mir das glänzendste Bild

meiner Träume und meiner Sehnsucht verhüllte. Es ist vielleicht nöthig, aber daß es nöthig ist, schmerzt mich."

„Sie werden meine harten Worte vergessen, rief er mit entschiedenem Tone, um seine eigene Weichheit, die durch ihren ungekünstelten Schmerz hervorgerufen worden, zu verbergen — „sobald Sie wieder auf der Bühne stehen und den Beifall des Publicums ernten. Das ist das Eigenthümliche, Zauberhafte Ihrer Kunst, daß man sie wohl tadeln und schmälern kann, sich aber nie, gehört man ihr einmal an, von ihr loszureißen vermag; daß sie für jedes Kind im Augenblick eine reiche Entschädigung bietet. Im Glanz der Kerzen, im Costüme der Rolle haben Sie Alles vergessen, und nur Glück und Ruhm stehen Ihnen zur Seite . . ."

Sie waren in Hellborn angekommen; er mußte sich verabschieden. Er that es, indem er ihre Hand nahm, sie lange und tief anblickte und sagte: „Und darf ich wiederkommen?"

„Ja!" antwortete sie kaum hörbar, nachdem sie ihn eine Weile schweigend und fast träumend angesehen. „Und nach wem frag' ich, wenn ich komme?"

„Mein Name ist Therese Müller."

„Therese!" wiederholte er mehreremal, um sich den Namen recht fest einzuprägen. „Therese!" —

Er hielt noch lange ihre Hand in der seinigen, dann führte er sie langsam an seine Lippen, tauchte noch einmal den Blick in den ihrigen, und mit einem innigen „Leben Sie wohl!“ entfernte er sich . . .

Sie sah noch einmal zurück, ihre Augen trafen sich, erröthend und schnell trat sie in ihr Haus . . .

Vierzehntes Capitel.

Von dieser Zeit an bekam Alles für Arthur einen neuen Reiz, die Einsamkeit, die er bespöttelt, wurde ihm lieb und theuer, denn er theilte sie mit einem Wesen, das ihm immer werther wurde, je öfter er mit demselben zusammenkam. Die Erlaubniß wiederzukommen, die ihm Therese ertheilt, benutzte er redlich, nicht allein schon am nächsten Tage, sondern weiterhin so oft es seine Zeit gestattete; und er hatte davon sehr viel übrig.

Therese ihrerseits gab sich mit Vergnügen einem Umgange hin, der sie belehrte, ihren Geist bildete, und der, wenn sie auf den Grund ihres Herzens hätte blicken können, ihrer Eitelkeit schmeichelte. Von jeher lag in ihr die Neigung zu Glanz und Schimmer, die sich in vielen Kleinigkeiten und namentlich

in der besonderen Sorgfalt ihrer Kleidung, auf die sie Alles verwandte, verrieth; eine Vorliebe für die höheren Schichten der Gesellschaft, die sich freilich nur zu dunklen Vorstellungen gestaltete, da es ihr an Gelegenheit gefehlt, in deren Nähe zu kommen.

Der Graf behandelte Therese mit großer Aufmerksamkeit, mit einer Zartheit, die stets das Ergebniß eines bessern Herzens ist, und sein angeborner Hang nach Vergnügungen und Genußsucht, Bedingungen, ohne die er das Leben schal und flach nannte, schien ihn ganz verlassen zu haben. Ihren kleinen Wünschen kam er bereitwillig zuvor, und er verschmähte es nicht, ihr mit jenen kleinen Dienstleistungen an die Hand zu gehen, die das Auge eines Dritten nicht versteht, das Auge eines geliebten Weibes aber wohl zu schätzen weiß. Mit den Collegen Theresens fand sich Arthur ihr zu Liebe recht gut ab. Er tractirte sie zuweilen, machte ihnen Geschenke, und das Völkchen, das von der Protection des Publicums leben muß, und sie gewöhnlich auch recht gut zu benutzen lernt, sah zuletzt in dem Grafen einen Mäcen, zu dem man stets freien Zugang hatte, und dem es dadurch lohnte, daß man ihn in alle Angelegenheiten einweihte, ihn wohl auch zum Schiedsrichter wählte, und daß man auch bei Gele-

genheit für ihn schwur und entschieden seine Parthei nahm . . .

So vergingen einige Wochen. Therese und Arthur waren einander näher gerückt, sie fingen sich an zu vermissen und zu suchen, wenn die Stunde schlug, die sie zusammenführen sollte; die Gewohnheit schlang ein festes Band um sie. Es war solchergestalt natürlich, daß der junge Graf die Schloßbewohner vernachläßigte und ihnen zuletzt seine häufige Abwesenheit auffallen mußte. Da man indessen seine Neigung für einsame Spaziergänge kannte so lange sein Aufenthalt auf dem Schloße währte, er auch stets eine große Ungebundenheit sich bewahrt hatte, so legte man kein besonderes Gewicht auf jenen Umstand, nur sah es der alte Herr ungern, daß sich ihm sein Sohn so selten schenkte. Er äußerte sich auch in diesem Sinne gegen Lindner, als dieser nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen in der herzoglichen Residenz W . . . ., wohin ihn Geschäfte gerufen, nach Ellern zurückgekehrt war.

Lindner entschuldigte Arthur so gut es gehen wollte. Doch war auch ihm die öftere Abwesenheit desselben aufgefallen, und er nahm sich vor, der Sache auf den Grund zu kommen. Wie fand er sich überrascht, als ihm Elenore dazu verhalf.

Sie winkte ihn eines Abends zu sich in eine Fensterbrüstung des Salons, der in der Regel die Familienglieder des Hauses vereinigte, und sagte: „Mein Vater arbeitet in seinem Zimmer, er wird uns nicht sobald stören. Ich habe mit Ihnen zu reden.“

„Ich höre und bin zu Ihrem Befehl.“ Er stellte sich so, daß er durch das Fenster in den Schloßpark blicken konnte, und zugleich die volle Gestalt Eleonorens dicht vor sich hatte, über die sich das Licht des Mondes, der eben aufgegangen, ergoß . . .

„Mein Bruder liebt!“

Lindner sah mit großen Augen zu ihr empor.

„Er liebt!“ betonte die Gräfin. „Ich hab' es durch Gerüchte, die sich seit langem herumtragen, und die man nur aus Schonung bis jetzt meinem Vater verborgen.“

„Und wen liebt er?“

„Lachen Sie nicht — eine Schauspielerin!“

Lindner betrachtete sie mit wachsendem Erstaunen.

„Es ist nicht anders. Sie werden Sich in diesem Augenblicke fragen, ob man an ein eigenthümliches Verhängniß glauben soll, oder eine Thorheit meines

Bruders zu beklagen hat. Auch ich habe mir bereits diese Frage gethan, aber noch nicht gewagt, Arthur darüber zu vernehmen. Ich wollte Ihren Rath und Ihre Meinung."

„Eine Schauspielerin?" wiederholte Lindner langsam. „Ich hoffe, die Geschichte wird auf eine Zerstreuung hinauslaufen."

„Die schon einen so starken Grad angenommen hat, daß er alles Andere darüber vergißt," bemerkte Eleonore mit einigem Unmuthe. „Wie ich Arthur kenne, ist bei ihm in Liebessachen von keiner flüchtigen augenblicklich lösbaren Neigung die Rede; er giebt sich entweder ganz hin, oder verweigert die geringste Huldigung."

„Und darf ich fragen, was Sie Gefährliches in dieser neuen Neigung erblicken, die ich, der ich doch auch Arthur kenne, nur für eine ihm willkommene Zerstreuung halte?"

„Sie sind sonderbar. Denken Sie zwei Jahre zurück und Sie werden mir eine detailirte Antwort ersparen. Zudem! das Alter meines Vaters bedarf der Schonung, er hat so viel gelitten, daß er auf friedliche Tage ein Anrecht hat. Was für Scenen erwarten uns, wenn die Liebe Arthur's abermals so mächtige Wurzeln treibt, daß man nicht an ihnen

rütteln darf ohne die Gefahr, noch mehrere Seiten zu zerstören.

Sie hielt inne und schien eine Antwort zu erwarten. Als diese nicht erfolgte, bemerkte sie etwas bitter: „Ich weiß, Sie denken in diesem Moment an das Gespräch, das ich mit meinem Vater hatte, und von dem Sie Zeuge waren. Es ist ein Unterschied zwischen mir und Arthur. Er ist gewohnt hinabzusteigen — ich richte meinen Blick nie in die Tiefe. Es kann mir nicht einfallen, meine Liebe an ein Wesen zu verschenken, das mir einen Beigeschmack von niedriger Gesinnung beibringen könnte."

Ein Blick Lindner's schien bis in das Innerste ihres Herzens dringen zu wollen.

„Was denken Sie?" fragte sie etwas frappirt.

„Ich bedauere, daß die Zeitereignisse an den edelsten Gemüthern unbeachtet vorübergehen. Das Gemeine liegt nicht in der Geburt; es ist ein Stiefkind des Verständnisses."

Eleonore wurde immer erstaunter, noch nie hatte Lindner auch nur den Schein eines Widerspruchs ihr gegenüber gewagt. „Lassen wir die modernen Stichworte des Socialismus!" rief sie mit verfinsterter Stirn. „Das sind Sachen der Ueberzeugung,

und hierin will Niemand besiegt sein. Ich wollte Ihren Rath und Ihre Meinung."

„Ich werde mit Arthur sprechen," sagte Lindner gelassen, indem er sich auf die Zehen stellte und scharf in den Park hinunterspähte, wo sich etwas im Schatten der Bäume hin und her bewegte.

„Sind Sie zu Eis erstarrt?" rief Eleonore, kaum fähig ihren Zorn zurückzuhalten. „Wo haben Sie Ihre quecksilberne Behendigkeit hingethan? Ihre hofmännische Geschwindigkeit, die einen Ueberfluß an Worten hatte?" . . .

„Und meine Unterthänigkeit," lächelte Lindner ergänzend, „eine Unterthänigkeit, die fühlbar ausdrückte, daß ich mit zum Gemeinen gehöre?"

„Ach, das war es!" holte Eleonore aus. „Sie fühlen sich beleidigt?"

„Von Ihnen ja," betonte Lindner. „Aus dem Munde jedes Andern würden mich jene Worte gleichgültig gelassen lassen."

Die Gräfin heftete einen langen Blick auf ihn, den er ruhig aushielt und sagte: „Sie sind zu geraume Zeit in unserm Hause, als daß ich das hätte erwarten können; wenn es sein muß, bitt' ich Sie um Verzeihung."

Sie reichte ihm die Hand, die er ehrerbietig küßte. „Sind Sie nun versöhnt?“ lächelte sie dabei.

„So sehr, daß Sie ganz über mich befehlen können, auch in Angelegenheiten, die nicht bloß Arthur betreffen. Während meiner Anwesenheit in W..... hörte ich, daß der Herzog zuweilen incognito einen Ausflug in die Umgegend macht; Niemand weiß wohin.“

„Was ist das?“ das Auge der Gräfin wollte ihn durchbohren.

„Ein Gerücht, von dem hoffentlich hier im Schloße Niemand weiß als ich. Doch Sie verzeihen, Comtesse“ — er trat dicht an das Fenster — „seit fünf Minuten winkt Jemand mit einem weißen Taschentuche herüber. Sehen Sie dort, im Taxusgehege; der Mond schüttet gerade sein volles Licht darüber aus. Es ist ein Fehler des Parkes, daß er mehrere Ausgänge hat“ . . .

Die Gräfin wurde entsetzlich bleich, es zuckte krampfhaft um ihren Mund, nur mühsam hielt sie sich aufrecht.

„Ich weiß nicht, gilt es Ihnen oder mir,“ vollendete Lindner, indem er sich wieder zu ihr kehrte, „Aber mein Himmel! was ist Ihnen? Wasser! heda, Wasser!“ — Er wollte auf die Thüre zu, sie

hielt ihn zurück und stammelte: „Lassen Sie, ich selbst werde gehen!“

Sie schritt schwankend an ihm vorüber, plötzlich blieb sie stehen, es schien als überlegte sie Etwas, dann kam sie zurück und sagte in einem fast geisterhaften Tone: „So viel Zeit braucht man, um einen Menschen kennen zu lernen! Ich hatte Sie unterschätzt, und jetzt fürcht' ich mich vor Ihnen. Wenn es Ihnen möglich ist, schweigen Sie noch ferner; die Nacht wird mich lehren, was weiter zu thun ist.“

Ihr Blick glitt ganz über ihn und haftete dann am Boden. Lindner fühlte, daß ein Wort aus seinem Munde sie unendlich glücklich machen würde, aber er schwieg und preßte dafür den Saum ihres Kleides an seine Lippen ... War es Demuth, Hohn, oder mehr als das erste? ... Langsam und erst nach einer Weile ließ er den Saum aus den Händen gleiten, und als er jetzt wieder aufblickte, war sein Gesicht so undurchdringlich wie zuvor ...

„Kerzen! Licht!“ rief eine laute Stimme, und aus der Thür, die in die Gemächer des Ministers führte, trat er selbst, bleich und entstellt. Rasch verschwand Eleonore aus dem Salon ...

„Wer ging davon?“ fragte der Graf, der sich

bei dem Scheine der Kerzen, die auf dem Tische brannten, zu erholen schien.

„Die gnädige Comtesse," antwortete Lindner, der die Vorhänge des Fensters, wo er mit Eleonore gestanden, zuzog. „Aber Excellenz erschrecken mich, was ist vorgefallen?"

„Eine Thorheit," murmelte der Minister, „ein Spiel der Phantasie, mehr wird es nicht gewesen sein, und doch bin ich unterlegen. Denken Sie Sich, was mir begegnet ist."

Er warf sich in einen Fauteuil und erzählte: „Ich sitze vor meinem Schreibtische und bin mit dem Durchblättern einer Schrift beschäftigt, die alle letztwilligen Verfügungen meines Hauses enthält, als ich über mir ein leises Geräusch vernehme. Ich blicke auf, und gerade auf das Bildniß meiner Gemahlin, das, wie Sie wissen, über meinem Schreibtische hängt. Ich kann das Auge nicht mehr davon abwenden, obwohl nichts Außergewöhnliches an dem Bilde zu sehen ist. Plötzlich, auf einmal, verlöschen die Kerzen auf meinem Tische, das Bild tritt aus seinem Rahmen, lang breitet es die Arme aus, nach mir hin, der entsetzt emporspringt, und zurückgewandt, den Blick immer auf das verfolgende Bild gerichtet, hierher eilt."

Der Graf wischte sich den Schweiß von der Stirne und versuchte den Eindruck des Grauens hinwegzulächeln. Lindner erklärte das Gespenst auf die natürlichste Art. „Excellenz," sagte er, „waren mit einer Arbeit beschäftigt, die in Ihnen düstere Erinnerungen erwecken mußte, Ihre Phantasie regte sich auf, und Sie nahmen Trugbilder für Wirklichkeit."

„So erklär' auch ich's mir — aber die Kerzen! Mit einem Male verlöschten sie, wie konnte das zugehen?"

„Vielleicht stand ein Fenster offen und der Zugwind blies sie aus."

„Nein; die Luft ist ruhig. Gehen wir hinüber!"

Lindner nahm den Armleuchter vom Tisch und begleitete den Grafen. Im Zimmer desselben brannten die Kerzen nicht, sie lagen herabgefallen am Boden. Auch dieser Umstand wurde von dem Ersten natürlich erklärt, doch schüttelte der alte Herr mehrere Mal das Haupt und mit einem ungemein niedergeschlagenen Tone sagte er: „Ich lebe nie in der Einbildung, es ist mir noch nicht begegnet, daß sich meine Phantasie so aufgeregt hätte . . . Lindner, ich glaube, meinem Hause droht ein Unglück!"

„Excellenz!"

„Wahrhaftig, ich glaub' es; und wenn ich Alles recht überlege, so geschieht vieles, um es heraufzubeschwören. Meine Kinder lieben ihren Vater nicht."

Lindner fühlte in diesem Augenblicke wirkliches Mitleid mit dem alten Herrn. Eine unendliche Resignation sprach aus seinen Zügen, das Auge blickte matt und erloschen, der Körper war zusammengebeugt, nichts deutete auf eine frühere Kraft, die ihn zu einem berühmten Staatsmanne gemacht . . .

Wie vernichtet doch Elend Alles, Geist und Körper! dachte Lindner. Gegen fortdauernde Schicksalsschläge ist kein Mensch gestählt. Laut setzte er hinzu: „Es ist der Moment, der Sie ungerecht macht, Excellenz. Arthur liebt Sie gewiß und die Comtesse nicht minder."

„Arthur!" Ein Lichtstrahl zuckte aus dem Auge des Ministers. „Warum wird er so selten im Schloße? Kaum daß ich ihn wenige Stunden am Morgen zu sehen bekomme, dann bis in die finstere Nacht nicht." Er ging einige Schritte durch das Zimmer, dann blieb er vor Lindner stehen und sagte, die Arme übereinander schlagend, mit völlig gewonnener Ruhe: „Vergessen Sie den Vorfall dieses Abends. Es war eine Thorheit, ich bekenne es, nur einen Augenblick

an übernatürliche Dinge zu glauben. Wer gestorben ist, hat keinen Verkehr mit den Lebendigen. Und nun einen Auftrag! Ich bitte Sie darum, falls Sie es noch nicht wissen sollten, die Veranlassung zu ergründen, die Arthur vom Hause hält. Ich will Sie darüber morgen vernehmen. Betrachten Sie mich als den theuersten Freund Arthur's, und es wird Ihnen nicht schwer werden, offen gegen mich zu sein."

Er reichte Lindner die Hand, die dieser ehrerbietig ergriff, worauf er sich verabschiedete. Lindner mußte an dem Zimmer Arthur's vorbei, er horchte hier an der Thür, aber Alles war still. Rasch trat er in das seinige, stellte den Armleuchter auf den Tisch, löschte die Kerzen und trat an das Fenster.

Zusammengekauert, den Kopf auf die Arme gestützt, die sich auf die Fensterbrüstung lehnten, lauschte er hinaus mit gespanntem Ohr, als wollt' er alle Stimmen der Nacht auffangen; mit scharfem Aug', als wollt' er ihr ein neues Gestirn entsenden . . .

Lange zeigte sich nichts, endlich regte es sich in einem Gange des Parkes, drüben wo die Kastanienbäume sich hoch und dunkel emporwölbten — nieder duckte sich Lindner ganz — auf dem Wege, der zum Schloße führte, erschien Eleonore, ihr zur Seite ein Mann in einen Mantel gehüllt . . .

„Er ist's!“ sprach Lindner in sich hinein. „Ich erkenn' ihn an dem dunklen Bart, der hohen kräftigen Gestalt. Der Mond ist so gefällig recht wacker herniederzuscheinen, um Alles zu verrathen. Sie nehmen Abschied . . er küßt ihr die Hand, kehrt zurück, sie bleibt stehen und verfolgt ihn mit den Blicken, bis er verschwunden . . . Sie denkt: wenn er nur keinen Schaden nimmt! . . das ist ein Gedanke der Liebe! . . .“

Ein tiefer langathmiger Seufzer schloß diese Worte. Das Auge noch immer hinuntergerichtet, trat er dann langsam vom Fenster zurück, ließ die Vorhänge herab und zündete wieder die Kerzen an . . . Er hörte Eleonore die Treppe heraufkommen, bald darauf Arthur, und unentschlossen schwankte er, ob er noch zu diesem hinübergehen sollte oder nicht. Er dachte wohl an das Gebot des Ministers, aber das hätte ihn kaum bestimmen können, Arthur schon jetzt aufzusuchen; er hatte eigene Interessen, die ihn lebhaft beschäftigten. Er blickte nach der Uhr; es war fast zehn.

„Schon so spät?“ murmelte er vor sich hin. „Dann bis morgen!“ —

Fünfzehntes Capitel.

Drei Menschen im Schlosse hatten eine unruhige Nacht. Am meisten wohl Eleonore, die unerwartet, plötzlich, ihr theuerstes Geheimniß verrathen sah, ein Geheimniß, dessen Veröffentlichung für sie die wichtigsten Folgen nach sich ziehen mußte. Auf welche Art Lindner in dasselbe eingeweiht worden, blieb ihr unerklärt, so viel sie auch darüber nachdachte. Nur das stand bei ihr fest, daß seine Reise nach W . . . ., der herzoglichen Residenz, ihm dazu verholfen haben mußte. Seine Beziehungen zum dortigen Hofe kannte sie allerdings nicht, wie sie sich überhaupt um seine Verhältnisse wenig gekümmert, da er ihr immer nur als der Gesellschafter ihres Bruders, als eine durchaus nicht distinguirte Person erschienen war. Mit einem Male gewann er für sie eine Bedeutung, und das eine um so größere, als er ihr gefährlich werden konnte. Was war hier zu thun? Wie konnte sie seine Gefährlichkeit paralysiren? . .

Indem sie diese Fragen an sich stellte, war es natürlich, daß so mancher Umstand in ihr rege wurde, der ihr den Charakter Lindner's aufzuklären diente. Ihre bisherige Gleichgültigkeit gegen seine Person hatte sie vieles übersehen lassen, was nach und nach

ihre Gedanken aufklärte . . . Das Weib im Allgemeinen hat einen großen Scharfblick für die Schwächen und Fehler des Mannes, und da der Gräfin Lindner auf einmal bedeutend erschien, so glaubte sie auch bald den Grund zu errathen, der ihn zu einer Aenderung des Benehmens, das bis zu diesem Abend stets das respectvollste, ein fast unterwürfiges gewesen, obschon es das auch noch theilweis geblieben, veranlaßt hatte. Je mehr sie diesem Glauben, dieser Vermuthung nachhing, um so zuversichtlicher wurde sie in diesem einen Gedanken, der ihr sogar ein Lächeln der Zufriedenheit entlockte. Sie faßte bald einen Entschluß in dieser Hinsicht, wobei die Reize des Weibes die Hauptrolle spielen sollten; aber sie kämpfte auch wieder mit ihrem Stolze und einer angeborenen Schroffheit, die sie jede unredliche Schmeichelei verschmähen ließ; es wollte diesen ersten Entschluß der zweite bessere bekämpfen: sich offen ihrem Vater anzuvertrauen. Sie glaubte in dieser Beziehung es um so eher thun zu können, als sie noch vor wenigen Stunden aus dem Munde des Geliebten die theuersten Versicherungen seines redlichen Handelns und seiner Liebe erhalten.

Vertraute sie diesen Versicherungen so ganz? Warum denn dieses Geheimniß überhaupt? An

dieser Frage streifte sie vorbei, ohne sich eine bestimmte Antwort zu geben; und wie es eine feststehende Regel im Menschenleben zu sein scheint, daß die besten Vorsätze am seltensten zur Ausführung kommen, so geschah es auch bei Eleonore. Sie durchwachte den größten Theil der Nacht, ohne viel für den nüchternen Tag gewonnen zu haben . . .

Nicht viel besser erging es Eleonorens Vater und Lindner. Die einmal aufgeregte Phantasie ließ den Ersten ebenfalls keine Ruhe finden; wirre Bilder und Vorstellungen drängten sich um sein Lager, und in rastloser unheimlicher Geburt vermehrten sich diese trüben Kinder einer getrübten Seele, je mehr von ihm verscheucht worden. Er sah sein Haus verödet, sich als den Ueberlebenden auch der beiden Einzigen, die seinen Namen trugen . . .

Lindner war das Schicksal der gräflichen Familie nicht gleichgültig, er liebte Arthur mit Anhänglichkeit, den Grafen verehrte er — und von Allen wurde er ausgewählt, ein Schicksal auszugleichen, das drohend über ihnen hing. Diese Aufgabe, die noch nie so nahe an ihn getreten, beschäftigte ihn lebhaft, und er wollte sie lösen. Einen Preis verlangte er aber auch seinerseits, und was geschehen sollte, durfte nur mit seinem eigenen Interesse Hand

in Hand gehen . . . Fiel der Preis, wurde er verweigert — er fühlte sich zu nichts verpflichtet, seine Theilnahme war zu Ende . . .

Am frühen Morgen ließ er sich entschuldigen, daß er nicht zum Frühstück käme, und bald befand er sich auf dem Wege nach Hellborn. Schon der erste Anblick Theresens, die er jetzt wieder besuchen wollte, hatte in ihm mancherlei Gedanken wach gerufen. Er glaubte in ihr eine Aehnlichkeit zu finden mit einem Wesen, das er eben so reizend, eben so jung und blühend kennen gelernt, und das gegangen war, elend und in Jammer. Er hatte sie auch nicht seitdem vergessen, wichtigere Angelegenheiten hatten ihn verhindert, sie früher aufzusuchen, und als er nun wiederkam von seinem Ausfluge, war das Unerwartete geschehen, daß Arthur zu ihr in einem engeren Verhältnisse stand.

Man wies ihn in Hellborn zurecht; Therese empfing ihn befremdet und erstaunt. Er wußte sie jedoch sehr bald einzunehmen, als er sich als Freund Arthur's vorstellte. Sie erkannte ihn jetzt auch als den Herrn, den sie nach Schloß Ellern geleitet hatte, und wurde vollends zutraulich; war sie doch davon unterrichtet, daß jene Dame die sie in seiner Begleitung gesehen, die Schwester ihres Geliebten war . . .

Lindner sah sich in dem kleinen Zimmer um, in dem trotz der Frühe des Morgens die vollkommenste Ordnung herrschte, und sich setzend, begann er lächelnd: „Sie sind einigermaßen überrascht, mich zu so früher Stunde bei Sich zu sehen? Ein Sommermorgen ist die schönste Zeit zu einem Ausfluge, und dann — ich wollte Sie allein finden."

„Und was verschafft mir die Ehre?" fragte Therese mit munteren Augen, indem sie zu einer Nähterei griff und sich Lindner gegenüber setzte.

„Zuerst müssen Sie wissen wer ich bin. Mein Name ist Lindner, wohne im Schloße Ellern und —"

„Ah, Arthur hat mir von Ihnen erzählt!" unterbrach ihn Therese.

„Desto besser! Es ist manchmal fatal, sein eigenes Signalement abgeben zu müssen. Wie fang' ich es aber nun an, Ihr Vertrauen zu gewinnen, das zu unserer Verständigung nöthig ist?"

„Sie werden von mir wenig erfahren können; was kann Ihnen ein einfaches Mädchen, eine Schauspielerin, Großes mittheilen? Ich trete kaum in's Leben, und begreife nicht, wie eine Verständigung und zu was zwischen uns nöthig sein dürfte."

Ohne darauf zu antworten, fragte Lindner etwas ernster: „Sie stehen allein?"

„Ganz allein!"

„Und was hat Ihnen der Graf versprochen?"

„Arthur?"

„Ja! Was hat er Ihnen versprochen?"

Therese sah ihn mit großen Augen an und entgegnete nach einer Pause: „Weßhalb fragen Sie nur so, mein Herr? Sie quälen mich, ohne daß ich Sie ganz verstehe. Was kann mir Arthur versprochen haben, da ich nie etwas von ihm begehrte? Es war mir genug, daß er kam, seine Zeit mit mir theilte und mich über Vieles belehrte, wo meine mangelhaften Kenntnisse nicht ausreichten. Ich bin ihm Dank schuldig und so großen, daß ich die Hoffnung aufgeben muß, es ihm vergelten zu können."

„Das genügt für das Traumleben der Liebe," sprach Lindner halb für sich hin — „und ist der erste Weg zu einem Abgrunde."

„Sie erschrecken mich," fiel Therese ängstlich dazwischen ein. „Sagen Sie mir, wer Sie abgeschickt, weßhalb Sie kommen?"

„Ich komme aus freien Stücken, aus Theilnahme für Sie, die ich gern einer Gefahr entreißen möchte, so lange es noch Zeit ist, oder um Sie glücklich zu machen. Seien Sie aufrichtig gegen mich, ganz, ohne Hinterhalt, und mein Rath soll Ihnen

nicht fehlen. Im Uebrigen mag Ihnen, falls Sie Mißtrauen gegen mich hegen, die Versicherung gelten, daß ich gegen den Grafen Rößingg, der mein Jugendfreund ist, von dieser Unterredung nur so lange sie dauert ein Geheimniß machen werde, und eben so gut mögen Sie ihn davon unterrichten. Geben Sie mir die Hand! ich mein' es wahrhaftig ehrlich mit Ihnen."

Nicht ganz befriedigt von dieser Erklärung, reichte sie ihm nur zögernd die Rechte, und ihr jugendliches Gesicht drückte einige Sorge und Erwartung aus.

Sie fest anblickend, fuhr Lindner fort: „Lieben Sie Arthur?"

„Mein Herr! —"

„Ruhig, Kind! Zwingen Sie Sich zu dem Gedanken, als hätt' ich die vollste Berechtigung zu dieser Frage. In Ihren Jahren ist man für jede Art von herzlicher Neigung leicht empfänglich, man giebt sich ohne viele Ueberlegung einem Eindrucke hin, der uns schmeichelt, am meisten wo unsere Eitelkeit in's Spiel geräth. Arthur ist jung, schön, Cavalier. Er vereinigt Alles, um ein Mädchenherz zu gewinnen; es ist kein Fehler, daß Sie ihm Ihre Neigung schenkten, aber ist es auch Liebe, wirkliche,

die allmächtige Liebe, die Sie zu ihm zieht? Sie werden Sich noch nie darüber befragt haben, jetzt bitt' ich Sie darum, es so ernst zu thun, als ich es ernst und aufrichtig mit Ihnen meine."

Das Herz Theresens schlug lauter und sie senkte die Augen. Das war in der That eine Frage, an die sie kaum gedacht, die sie zu beantworten auch wohl nie vermeint hatte. Lindner ließ ihr Zeit sich zu sammeln, aber scharf beobachtete er ihre Züge, und er glaubte aus denselben und dem Stillschweigen, das eintrat, mehr herauszulesen, als die Antwort, die sie ihm jetzt mit geröthetem Antlitz ertheilte: „Wenn Sie die Erwartung, die mich zu ihm treibt, die Sehnsucht, die ich nach ihm empfinde, nicht Liebe nennen, dann finde ich keine andere Bezeichnung. Fortwährend beschäftigt mich Arthur, er ist bei all' meinem Denken und Thun — ja, ich liebe ihn!"

Sie legte betheuernd die Hand auf's Herz, ihr Gesicht glühte lebhafter, ihr Auge glänzte . . . Und doch! die Stirn Lindner's verfinsterte sich, er schoß einen scharfen Blitz aus seinem Auge, als wollt' er in das Innerste ihrer Seele dringen — das Alles nur durch einen Moment, gekommen und verschwunden . . . Was dachte er? Verriethen es die folgenden Worte? Er sagte: „Dann ist es Zeit, daß etwas

geschähe! Sie sind jung, in der Blüthe der Jahre, Ihr Leben darf nicht vergällt werden. Wenn Sie Arthur eben so liebt, wie Sie mir gesagt haben, daß Sie ihn lieben — und woran ich nicht zweifle — so muß er mit Ihnen gesprochen haben, was er mit Ihnen beabsichtigt, zu was er entschlossen ist. Es kann ihm nicht darum zu thun sein, eine Zerstreuung bei Ihnen zu finden, die er wieder leicht abschüttelt, wenn er von Ihnen geht; es ist das immer eine Abscheulichkeit in einem solchen Verhältniß, und ich bin glücklich, sagen zu können, daß er dieser nicht fähig ist."

„Mein Gott! was meinen Sie?"

„Ihre Stellung ist eine solche, die Sie bald da bald dorthin führt; haben Sie nie daran gedacht? nicht an die Stunde, wo Sie von diesem Orte scheiden müssen? Noch wenige Wochen, und der Director verläßt diese Gegend, Sie mit ihm; was dann? Wenn Sie Arthur lieben, groß und gewaltig lieben, wie es junge Herzen pflegen, dann kann das Ihrige brechen, oder Sie müssen von ihm die ernstesten Versicherungen erhalten haben, daß Sie bleiben und er Sie nicht verläßt. Arthur ist ehrlich, ein so trefflicher Charakter, daß ich glaube, er hat das Alles vorhergesehen, mit Ihnen besprochen, und Sie kennen seine Entschlüsse."

„Nein, die kenn' ich nicht! Was kümmerte uns die Zukunft, wir waren glücklich in der Gegenwart. Aber Sie haben Recht, auch deren sollt' ich, mußt' ich denken . . ."

„Und um so mehr, als das Weib nur Eines zu verlieren braucht, um Alles zu verlieren: ihren guten Ruf. Arthur ist reich, ist Graf, weit über Ihre Stellung erhaben, Sie sind Schauspielerin, ein Wesen, das der Verläumdung nur zu sehr ausgesetzt ist, Sie müssen sich doppelt vorsehen, oder leichtes Blut genug besitzen, um darüber hinwegzugleiten. Es ist ein schlimmes Hilfsmittel das letzte, und Gott mag Sie davor bewahren! Dringen Sie nun aber auch, daß Arthur sich entscheide, daß er Sie zu sich erhebt, wenn er Liebe und Willen dazu hat. Er muß es thun, oder Sie müssen schon jetzt die Gegend verlaßen . . ."

Mit Einem Schlag lag ein schimmernder Schleier vor Theresens Augen gerissen und es gähnte sie an wie ein finsterer Abgrund, wie eine leere Wüste... Der Zauber, der sich um ihr Leben gelegt, wich der rauhen Wirklichkeit . . . Deren hatte sie noch nicht gedacht, nicht, daß sie Etwas zu verlieren habe. Niemand war da gewesen, der sie geleitet, der sie auf solche Gefahren aufmerksam gemacht . . .

Und wie eine Erkenntniß nie allein kommt, so sah sie jetzt auf einmal klar in die Spottreden, den versteckten Hohn, der ihr von den Collegen und Colleginnen vielfach angethan worden war, sie fühlte, daß man ihr mehr zugeschrieben habe, als die reine uneigennützige Liebe zu einem Grafen. Dieser Gedanke entsetzte sie, sie hatte Mühe ihre Thränen zurückzuhalten . . . Aber war denn nicht Alles wieder gut zu machen durch das eine Wort Arthur's: „Du wirst mein Weib ?!“ — Ein Sonnenblick brach durch ihre thränennaßen Augen, um wieder zu verlöschen und wieder zu erscheinen. Der Zweifel marterte sie — o daß er da gewesen wäre, um ihm das Wort ihrer Ehre abzubitten! . . .

Lindner ließ sie eine Zeitlang gewähren, er beobachtete diesen Schmerz, den ihm eine Empfindung oder Empfindlichkeit verrieth, den er brauchte, dann ermahnte er sie nochmals: „Dringen Sie in Arthur, daß er sich erkläre, aber nicht morgen, die folgenden Tage: heute muß er Ihnen sagen, was er zu thun entschlossen. Weigert er sich, was ich jedoch nicht glaube, so verlassen Sie diese Gegend, ich werde Ihnen die Mittel dazu bieten.“

„Aber wohin?“ stammelte Therese.

„Wo wohnen Ihre Eltern?“

„O mein Gott!“ Sie schlug die Hände über's Gesicht und antwortete nicht. Daran, an ihre Eltern hatte sie lange, lange nicht gedacht, oder war es geschehen, dann im Fluge, mit Hast nach einem andern Gedanken suchend ... Die Schuld hat keine Ruhe auch für das Liebste ...

„Sie haben sie verloren? Ihre Eltern sind todt? Beide, Vater und Mutter?“

„Nein ... ich glaub' es nicht, sie müssen leben, Vater und Mutter, oder es wär' entsetzlich!“ — Eine Fluth grauser Vorstellungen bemächtigte sich ihrer, und krampfhaft umzuckte es ihr Herz; was war es auch aus ihnen geworden? wie erging es ihnen? waren sie krank, der Eine oder der Andere, dadurch das ganze Haus in Noth und Betrübniß... An den Tod mochte sie nicht denken, und verzweifelnd abwehrend streckte sie die Hände von sich, um die ärgste Vorstellung zu verscheuchen ...

„Was ist geschehen und erschreckt Sie so furchtbar!“ Lindner versuchte sie zu trösten, sie aber jammerte fort: „Meine Eltern, meine Eltern! die ich so treulos verlassen! Das ist die erste Strafe für mein Vergehen, und weitere werden folgen!“ ...

„Aber so reden Sie doch!“

„Ich bin dem Hause meiner Eltern entflohen!“

rief sie fast verzweifelnd aus, und in steigender Aufregung, die Hände ringend, fuhr sie fort: „Nachts wie ein Dieb, auf leisen Schuhen, die Kleidung unter dem Arm, den Frost im Herzen, so bin ich von ihnen gegangen. O daß Sie meine Eltern kennten! Den alten Mann, die Mutter, deren Haar nun auch gebleicht sein wird; und Beide älter und elender geworden durch mich!... Ich war ihr Liebling, ihr Einziges und Alles, sie verschwendeten an mich, was sie sich selbst versagten, sie hatten den Tag über nur Einen Gedanken, mich, ihr Kind! O das war eine große gewaltige Liebe, um so gewaltiger, als sie die Schwester verkürzte, die schattenhaft trauervolle Anna!"

„Anna?"

„Und sie war besser als ich! So arm, so elend im Herzen, daß es tief einschnitt in ihr Gesicht, jeder Blick des glanzlosen Auges Klagen aussandte, aber ihr Mund blieb stumm, nie sprach sie: ich bin zurückgesetzt! Nun ist sie allein mit den greisgewordenen Eltern, allein mit ihrem Schmerz, zehntausendfachen vor sich! O ich sehe sie, den Vater und die Mutter! Stumm sitzen sie, der Eine dort, der Andere hier in der Ecke des Zimmers, das Haupt gebeugt, die Hände gefaltet; sie denken an mich und

rufen plötzlich laut meinen Namen . . . Ich fehle . . . Sie schrecken zusammen und murmeln leise vor sich hin — den Fluch, den sie mir nachgesendet! . . .

Heftig zitternd, betäubt von dieser furchtbaren Vorstellung, streckte sie die Hände weit aus, wie abwehrend ein garstiges Bild, und wieder schlug sie sie über ihr bleich gewordenes Gesicht . . . Lindner erschrack fast vor dieser unerwarteten Höhe einer Leidenschaftlichkeit; was war nicht Alles davon zu fürchten, wenn einmal die That an Stelle der Vorstellung trat? Noch war nichts verloren, die Entscheidung Arthur's nicht erfolgt, und gab dieser, wie Lindner wünschte und nicht zweifelte, seine Einwilligung zu einer schnellen Heirath, so wurde die Aussöhnung Theresens mit ihren Eltern ein Leichtes, und jede Noth hatte ein Ende. Er suchte in diesem Sinne auf sie zu wirken, stellte es ihr in lebhaften Worten vor, und wenigstens erreichte er, daß sie stiller, wenn auch nicht völlig beruhigt wurde.

Das einmal erreicht, fragte er in dem freundlichsten Tone, dessen er fähig: „Ihre Schwester heißt Anna?"

„Ja," antwortete Therese, die, vor einem Stuhle niedergesunken, das Haupt in beide Hände stützte.

„Anna Müller? oder wie sonst?" fuhr Lindner

fort, gerade auf sein Ziel zusteuernd, und von einer Ahnung getrieben.

Therese sah auf, einigermaßen verwundert über diese Frage, bis Lindner hinzufügte: „Es geschieht im Künstlerstande häufig, daß man den Namen verändert."

Sie fand in dieser Bemerkung weiter nichts Auffälliges und sagte: „Ich wollte den Nachforschungen meiner Eltern entgehen und nahm allerdings auf den Rath eines Schauspielers einen andern Namen an."

Lindner verzog keine Miene bei dieser ihm wichtigen Entdeckung, die er bereits gemacht zu haben glaubte, als er Therese das erstemal gesehen und ihm ihre Aehnlichkeit mit der Schwester aufgefallen. „Und wie heißen Sie?" fragte er.

„Wolfram."

„Also Therese und Anna Wolfram! Hm! Und haben Sie dem Grafen davon gesagt?"

„Arthur? Nein, es kam auf diesen Umstand nie die Rede."

„Verschweigen Sie ihn auch ferner; Arthur ist etwas mißtrauischer Natur, und würde vielleicht in der Sache mehr sehen, als sie an sich hat, namentlich da Sie bis jetzt geschwiegen und ihm nicht

gleich mit Vertrauen entgegengekommen sind. Gewisse Charaktere verzeihen öfter Kleinigkeiten schwerer als wirkliche Beleidigungen."

In diesem Augenblicke wurde an die Thüre geklopft und ohne erst das „Herein!' abzuwarten, trat eine sehr bunt und auffallend gekleidete Dame in's Zimmer. Es war eine Collegin und Nachbarin Theresens, ein altes Fräulein mit zinnoberrothen Wangen, die der Natürlichkeit spotteten, und stark in die Länge ausgereckten Gliedern. Sie rauschte mit vieler Würde auf, die sich bis zu einer höchst graziösen Affectation steigerte, als sie einen Herrn in dem Zimmer erblickte, den sie doch wahrscheinlich schon draußen gehört haben mußte.

Mit dem feurigsten Blick, der einer so ermüdeten Seele zur Disposition stand, grüßte sie Lindner, bat wegen der Störung um Entschuldigung, und lispelte mit zugekniffenem Munde, um ihre Zahnlücken nicht sehen zu lassen: „Ich wollte Sie zur Probe abholen, Fräulein Müller, es ist bald zehn Uhr."

„Dann will ich gehen!" rief Lindner, und leiser fügte er hinzu: „Morgen seh' ich Sie wieder! Sprechen Sie heute noch mit Arthur, es ist nöthig." —

Therese nickte zustimmend, und Lindner verab=

schiedete sich kurz von ihrer Collegin. Nichtsdesto-weniger war diese seines Lobes voll. „Ein feiner, vornehmer Herr!“ rief sie nach seiner Entfernung aus. „Was Sie überhaupt für Bekanntschaften haben, man könnte Sie darum beneiden. Nicht jedem wird das geboten, das ist Glückssache. Nun freilich sind Sie auch um einige Jahre jünger, und die Männer-welt ist nun einmal so, daß sie sich nach einem frischen Gesichte die Beine abläuft. Ach! die Jugend, es ist eine schlechte Einrichtung, das Altwerden, und wer es so eingerichtet hat, Gott laß es ihn büßen!“

Therese hörte nicht auf das Geschwätz und saß nachdenkend am Fenster, hinausblickend, ob er wohl komme, den sie jetzt so sehr ersehnte . . .

Ungestört fuhr die Schauspielerin fort, indem sie an den Spiegel trat, und eine derangirte Locke zu ordnen trachtete: „Aber Sie sind noch nicht ge-scheidt genug, meine Liebste, ich muß es Ihnen doch einmal sagen. Bedenken Sie, man bleibt nicht ewig jung, nehmen Sie Sich ein Muster an der Merwitz und der Bühler! Gott wie sehen die Weiber aus! wahre Heuschrecken und Plünderinnen der Casse des Directors; das Publicum mag solche Gesichter nicht.“

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte Therese.

„Ihnen einen guten Rath geben! Sie sollen die Zukunft bedenken und nicht in den Tag hineinleben. Was haben Sie bis jetzt von der Bekanntschaft des Grafen? Nichts, pure nichts! In Ihr Zimmer ist noch nicht ein Stück gekommen, was der Mühe werth wäre. Lassen Sie Sich zahlen, zahlen so viel Sie kriegen können!"

„Was ist das?" fuhr Therese auf.

„Heirathen wird Sie doch der Graf nicht!" lachte jene. „Und daß Sie Sich das einbilden könnten, dafür halt' ich Sie zu vernünftig. Er sucht bei Ihnen Zerstreuung, er will die Zeit angenehm zubringen, und Sie passen ihm vortrefflich dazu; Sie haben eine gewisse Art von Liebenswürdigkeit, und wie gesagt, Sie sind jung. Doch flüchtig sind die Jahre, man muß sie nützen. Was Henker! nützt uns eine vornehme Bekanntschaft, wenn wir nicht fett davon werden?"

„Und ist das Ihre wahre, wirkliche Meinung?" fragte Therese aufstehend, mit zurückgehaltenem Zorn.

„Nicht die meinige, die Meinung Aller. Man sagt: Das ist nun die Geliebte eines reichen Grafen, und man merkt an ihr nichts davon, als höchstens die blasse Farbe."

Therese verstand die Worte nicht ganz, aber sie erblaßte wirklich in diesem Augenblicke.

„Also seien Sie fortan keine Thörin! Lieben Sie so viel Sie wollen, nur mag es auch theuer bezahlt werden!“

„Herr des Himmels! diese Sprache, und ich muß sie hören! So weit ist es mit mir gekommen?“ rief Therese händeringend aus.

Ohne sich dadurch stören zu lassen, sprach ihre Collegin weiter: „Wir Schauspielerinnen sind einmal darauf angewiesen. An unsere Kunst glaubt Niemand mehr recht, und nur je toller wir's treiben, je lustiger es bei uns hergeht, desto mehr Freunde haben wir im Publicum. Das giebt den Ausschlag für unsere Existenz, das hilft dem Director auf, und mögen sich die Damen im ersten Rang noch so sehr ärgern, wir rächen uns, indem wir ihre Liebhaber und Männer entführen. Ah! es ist etwas Schönes um die Kunst, man ist frei und außer dem Vorurtheil, nur jung, jung muß man sein!“

Sie blickte triumphirend auf Therese — aber wie war diese bleich und entstellt! Die Hände niedergesunken, das Gesicht verzerrt, starrte sie mit verglasten Augen vor sich hin. Sie kämpfte und litt furchtbar — da auf einmal brach sich ein Schrei

aus ihrer Brust, scharf und verzweifelnd, ein einziger Laut — und jählings warf sie sich schluchzend in einen Sopha.

„Was ist geschehen?“ donnerte eine Stimme, bevor die Schauspielerin erschrocken Therese noch zu Hilfe eilen konnte.

„Ich weiß es nicht,“ stammelte jene, um die Hingesunkene bemüht . . .

„Was ist geschehen?“ wiederholte Graf Arthur, der so unvermuthet in's Zimmer getreten, indem er besorgt vor der Geliebten niederkniete und sie mit seinen Armen umfing. „Rede, Therese.“

„Du bist's?“ hauchte sie leise, indem ein frohes Lächeln um ihre Lippen spielte und die Thränen rasch verschwanden ... „Nur einen Augenblick Geduld . . . ich werde mich bald erholen.“ . . . Und wie träumend sprach sie weiter: „Man hat mich verhöhnt . . . die dort, die neben Dir steht . . . sie streute Gift in mein Herz und meine Liebe. Unsere Liebe, Arthur ... Ich soll mir die Stunden bezahlen lassen . . . die Du bei mir verweilst.“

„Vettel!“ fuhr Arthur zornfunkelnd auf. „Hinaus! Augenblicklich! und lassen Sie Sich nie wieder in diesem Zimmer sehen, so lieb Ihnen Ihre heile Haut ist! O ich kenne die gemeinen Naturen, die

unter dem Deckmantel der Kunst dieselbe schänden und ein Privilegium zu haben glauben, ihre niederträchtigen Gelüste verkaufen zu können!"

Die Schauspielerin wollte Einwendungen machen, Arthur ließ sie aber nicht zu Worte kommen, sondern sprang auf, nahm die sich Sträubende am Arm und geleitete sie zur Thüre; keuchend und Rache schwörend verschwand sie hinter derselben . . .

„Und nun, mein Leben," wandte sich Arthur wieder zu Therese, indem er sie emporhob und in seinen Armen haltend, sich neben sie setzte — „erhole Dich, sei gut, und erzähle mir Alles!"

Unter seinen Liebkosungen kam Therese bald zur vollständigen Besinnung und, an seinem Halse hängend, Aug' in Aug', berichtete sie den Hergang mit einigen Abweichungen, die ihr die Scham gebot.

Arthur hörte ihr aufmerksam zu und mehrere Male verfinsterte sich sein Gesicht. Als sie geendigt hatte, sagte er: „Das muß anders werden; Du darfst nicht länger in einer Gesellschaft bleiben, die nur geeignet ist, das Beste in Dir zu zerstören. Ich werde auf ein Mittel sinnen, wie es rasch und heilsam auszuführen ist. Ich bin es Dir und mir schuldig, daß man unser Verhältniß nicht verunglimpfe."

Er sah sie dabei an, als erwarte er eine

Zustimmung. Sie aber hielt die Augen gesenkt und schien etwas auf dem Herzen zu haben, dem sie keine Worte zu geben wußte. Arthur errieth ihre Stimmung und fragte: „Dich drückt etwas, rede Therese! Bedenke, ich bin Dein bester Freund und daß ich das größte Anrecht auf Dein Vertrauen habe."

„Ist es so, Arthur!" sagte sie, ihr feuchtes Auge tief in das seine senkend.

„Hast Du noch keine Beweise, so fordere sie jetzt!"

„Darf ich? Ungescheut, ohne die Gefahr, daß Du mir zürnest?"

„Keine Umschweife, Therese. Sprich!"

Sie begann, den Blick senkend: Sieh' Arthur, ich bin ein armes Mädchen, das ohne Dich allein, ganz allein in der Welt stünde. Und — wie so manchmal Einem die Gedanken kommen — so denke ich, was wohl wird, wenn wir uns einmal trennen müßten, oder daß es besser wäre, brauchte das nie zu geschehen. Um jedoch ganz aufrichtig gegen Dich zu sein, so will ich Dir auch gestehen, daß Jemand hier war, der mich auf meine Zukunft aufmerksam gemacht und mir die Gefahren vorhielt, die meinem Rufe drohten. Arthur, ich muß mich entweder schon jetzt von Dir trennen, oder —"

„Du stockst? Sprich Dich unumwunden aus!“ sagte er sie halb errathend.

„Erräthst Du mich denn nicht?“ lispelte sie erröthend, indem sie einen Kuß auf seinen Mund preßte.

Er ließ es geschehen, aber wie es kam, er wußte es selbst nicht, er fühlte sich empfindlich berührt, daß Therese so anscheinend ruhig von einer Trennung sprechen konnte. Was sie sonst ahnen ließ, errieth er nun ganz, und er sagte: „Du denkst an eine Heirath? ich finde es natürlich, nur möchte ich wissen, wer so freundschaftlich war, Dich zuerst auf diesen Gedanken zu bringen, der, das kann ich Dir aufrichtig sagen, mich schon mehreremal beschäftigte.“

Freudig aufzuckend, entgegnete sie lebhaft: „Er nennt sich Lindner und ist vom Schloße.“

„Lindner? Lindner?“ Arthur war übermaßen erstaunt und sie mußte es ihm noch einmal wiederholen, bevor er an diese überraschende und unerwartete Nachricht glauben mochte. „Lindner, wie kommt der hieher? was weiß der von Dir?“

Eine Menge Gedanken beschäftigten ihn, und Therese mußte ihm Alles erzählen; sie that es und nur den Punct über die Veränderung ihres Namens verschwieg sie, wie es ihr Lindner geboten hatte.

„Und nun," schloß sie — „mein Schicksal liegt in Deiner Hand, Arthur! Entscheide Dich, wie Du magst, aber rasch, daß die Qual ende, die mich foltert. Wie Du auch verfügst, ich unterwerfe mich Deinem Urtheil, und daß ich Dich nie aufhören werde zu lieben, Arthur, das weiß ich und das weißt Du!" Sie ging auf ihn zu, der aufgestanden nachdenkend im Zimmer auf und nieder schritt, nahm seine Hand und blickte ihn innig an.

Der wiederholte Ausspruch ihrer Resignation verletzte ihn, er liebte sie zu stark, um den Gedanken nicht unleidlich zu finden, daß sie sich von ihm trennen könnte, falls die Verhältnisse eine Verbindung mit ihr unmöglich machten. Wohl hatte er hie und da an diese gedacht, aber vorübergehend, wie es fast immer geschieht, wo die Verhältniße überwiegend schwierige sind und nicht sogleich ausgeglichen werden können. Auch hatte bis dahin Therese nie die geringste Andeutung über die Möglichkeit eines solchen Schrittes gethan; er fand sich daher um so mehr überrascht, als es plötzlich geschah, und in einer Weise, die dringend einen Entschluß von ihm forderte...

„Er konnte ihn augenblicklich nicht faßen, aber Therese aufzugeben, das gestand er sich, das würde er auf keinen Fall. Er preßte sie, von solchen

Vorstellungen erregt, heftig in seine Arme und sagte etwas bitter: „Also wenn ich Dich nicht zur Gräfin mache, dann könntest Du mich verlassen? Es würde Dir leicht?"

Therese schwieg einen Moment. Noch nie war ihr der Gedanke, die Möglichkeit so nahe gerückt, Gräfin zu werden, eine Stellung zu gewinnen, die sie hoch erhob. Lebhaft davon ergriffen, hing sie sich inniger an Arthur und hauchte mit dem ganzen Schmelze ihrer melodischen Stimme: „Leicht würde es mir, meinst Du? Nein, nein, Arthur, denn noch will ich nicht glauben, daß der Fall einträte, daß wir uns trennen müßten. Ewig will ich Dir angehören, ewig, Arthur, meine Liebe ist eben so grenzenlos; und müßt' ich Dich verlieren, ich verginge in Schmerz und Trauer!" . . .

Sprach sie die Wahrheit? Lag in ihren Worten die ganze reine Hingebung eines fleckenlosen Gemüthes? Ihr Auge sagte es, und Arthur glaubte diesem hellen Spiegel, der ihm entgegenblitzte. Er zog sie fest in seine Arme, schaute sie tief an, preßte einen Kuß auf ihre Stirn, auf ihren Mund, und er war glücklich, indem er ihr tausend Versicherungen einer gleich grenzenlosen Liebe zuflüsterte . . .

Der Schmerz, die Entrüstung und Scham, die

in ihr die Unterhaltung mit Lindner und das Begegniß mit ihrer Collegin hervorgerufen, waren eben nur das natürliche Ergebniß eines jugendlichen Herzens, dem zum ersten Mal die Gefahr nahe rückt. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, ob eine Prüfung auch von Bestand . . .

Aber Therese hatte Ehrgeiz, nicht den edleren, der in einer Kunst, einem Lebenslaufe aufgeht, der sich einer höheren geistigen Macht unterordnet, wie etwa der echte Künstler einzig der Vollendung nachstrebt, der Dichter in der Poesie, der Denker im Reiche der Wissenschaft; sie hatte persönlichen Ehrgeiz, der sich gern in grelle Farben kleidet, in Prunk und Flitter über die Menge erheben mag — und dieser war jetzt zum Ausbruch gekommen . . .

Unsere Tugenden und Fehler entwickeln sich insgeheim unmerkbar, und Zeit und Gelegenheit erst rufen sie hervor. Oft geschieht es auch, daß mit dem Augenblick eine neue ungeahnte Empfindung in uns auftaucht und schnell und furchtbar alle übrigen überwuchert. Wer glaubt keiner Leidenschaft unterthänig zu sein, muß erst seine letzte Stunde abwarten, bevor dieser Glaube zur Wahrheit wird . . . Millionen Menschen wandeln einander vorüber und jeder

ist von dem andern verschieden; und eben so Neigung und Empfindung des Einzelnen . . .

Sechszehntes Capitel.

Arthur Graf Rößingg, hatte Therese mit den wiederholtesten Versicherungen seiner Liebe und daß er die erste Gelegenheit ergreifen würde, seinen Vater zu einer Einwilligung in die beschloßene Verbindung zu bewegen, verlaßen. Dem Zauber ihrer Hingebung war er gern erlegen und unter ihren brennenden Küssen hatte er ihr selbst zugestanden: „Du wirst mein Weib!"

Jetzt, auf dem Heimwege nach Schloß Ellern, der Sache nachhängend, stiegen dagegen manche Gedanken in ihm auf. Nicht daß er den Willen nicht gehabt hätte, seinen Vorsatz auszuführen, der mit seinen eigenen Vorstellungen von Glück zusammenhing, da er Therese aufrichtig zu lieben glaubte; aber er kannte seinen Vater, er wußte, daß dieser nie zu einer nach seinen Ansichten unpassenden Verbindung die Einwilligung geben würde. Was sollte unter diesen Umständen werden? Er wurde recht unschlüßig, und das um so mehr, als er sich auch nicht

verschweigen konnte, wie sehr er auf seinen Vater Rücksicht zu nehmen hatte, der, alt und niedergebeugt von den grausamsten Schicksalsschlägen, eben erst anfing, sich in der Nähe des lang entbehrten Sohnes glücklich zu fühlen . . .

„Und ich bin sein Einziger," murmelte Arthur für sich hin, „der Einzige von vielen Söhnen, die gestorben sind. Alle Hoffnung ruht auf mir, soll ich sie ihm auch noch rauben? Und werd' ich nicht müssen? Hier die Pflicht des Sohnes, dort die Geliebte, vielleicht ein brechendes Herz?... Nein, nein! dazu soll es nicht kommen; ich stehe mehr zur Seite Theresens; denn sie ist mein Glück, und Jeder hat die Berechtigung dasselbe zu vertheidigen . . ."

Unter diesen und ähnlichen Vorstellungen, keines bestimmten Entschlußes fähig, kam er nach Ellern, und sogleich suchte er Lindner auf. Er traf ihn im Park und zog ihn auf eine einsame Bank, abgelegen von den Gebäuden, unter duftigen Zweigen eines Jasmingebüsches . . .

„Du warst in Hellborn?" fragte er hastig.

„Auf Befehl Deines Vaters."

Arthur erschrack. „Woher weiß er — ?"

„Daß Du eine Schauspielerin liebst? Seit wann, mein Freund, bist Du so naiv geworden, um zu

vergessen, daß die Fama keine Rücksicht auf Standesunterschiede nimmt? Dein Verhältniß spielt lange genug, um dem Gerücht eine laute Zunge zu geben!"

„Und was hattest Du im Auftrag meines Vaters zu thun?"

„Ich sollte ergründen, was Dich fortwährend vom Hause hält."

„Du thatest aber mehr; auch im Auftrage?"

„Nein, in Deinem Interesse. Ich kam zu Fräulein Müller in der Erwartung, ein alltägliches Wesen zu finden, wie sie häufig beim Theater leichtsinnig ihre Stunden verkaufen. Statt dessen fand ich ein junges Mädchen, das zu gut und schön, um es zu betrügen."

„Ei, seit wann bist Du ein so großer Moralist geworden?"

„Ich bin es weder geworden noch gewesen. Deine Bitterkeit ist mir erklärlich: es ist immer unverzeihlich Jemand aus einem schönen Traum zu reißen."

„Und wer sagt Dir," fragte Arthur weiter, „daß ich das Mädchen betrügen will?"

„Gewiß noch Niemand, aber der Zeitpunct ist da, wo sie es entweder wird, oder Du einen rechtlichen Entschluß faßen mußt."

„Und bedenkst Du nicht meinen Vater?“ betonte der Graf sehr ernst.

„Denkst Du nicht an das Mädchen?“ meinte Lindner eben so. „Was hat Dich geheißen eine Bekanntschaft anzuknüpfen, die zu solchen Verwicklungen führen mußte, wenn Du nicht die Gedanken eines Roué mit nach Hellborn hinübertrugst? Hing es nicht von Dir ab, den ersten Schritt zu unterlaßen? Du thatest es nicht, und die herauf beschworene Gefahr ist ganz natürlich Deine Schuld.“

„Wie soll ich mich da herauswinden?“ rief der Graf unmuthig aus. „Hier ist die Noth, dort nicht minderer Drang! Für Deine Vorwürfe gieb mir Besseres, wenn Du nicht bloß den Namen eines Freundes trägst!“

„So sind die Menschen,“ erwiederte Lindner gelaßen, „man darf das Gesicht eines ehrlichen Mannes nicht annehmen, ohne die Hälfte zu beleidigen und von der andern beargwöhnt zu werden. Was ist im Grunde Deine Noth? daß Du zu einem festen Entschluße kommst! Er wird Dir schwer, weil Dich Geburt und Rang über ein armes Mädchen erheben, das jenen zufälligen Gütern nichts als ihre Unschuld, Jugend und ein Herz entgegen zu stellen hat. Betrachte die Sache wie sie liegt! Da ist zuerst Dein Vater: Was

kann er Reales gegen Deine Heirath mit einer Schauspielerin anführen? Einwände, wie Gewinnsucht, allzu freies Leben, überlegte Coquetterie, mit der sie Dich umstrickt, wären schlechte Waffen, unwahr und ungerecht. Ihr Stand, ihre Herkunft und Bildung? Was an der Letzten fehlt, wird sie rasch nachholen können, wenn es durchaus sein muß, daß auf dem Parketboden die lautere Einfachheit verschwinde. Ihre Herkunft? Nun, der alte Herr besitzt eine gute Dosis Stolz, ebenso viel an Vorurtheil, sein Wappen weiß er auf tausend Jahre zurück zu führen, das Blut der Canaille ist ihm zu matt und farblos; aber Du bist der Letzte seines Namens, auf Dir ruht seine letzte Hoffnung, Du kannst von ihm wollen, daß er Deinem Wunsche nachgebe. Das Unglück hat hart an seine Thüre geklopft, er hat einsehen müssen, daß das Schicksal noch davon nicht belehrt ist, daß die Erlauchten abgesondert in ewiger Freude leben sollen. Du liebst; er mag an seiner Vaterliebe ermessen, ob sich leicht entsagen läßt. Er soll's mit Dir versuchen, und Dich, seinen letzten Sohn, verstoßen um dieser Geschichte willen; bricht ihm das Herz nicht in der ersten Stunde, in der zweiten ruft er Dich mit Reue und verdoppelter Liebe zurück. Mahn' ihn daran! — Auf der andern Seite steht Therese Müller. Stelle

Dir ihren Kummer, ihr Elend vor, wenn Du klein und feig genug sie verlaßen könntest. In der Liebe hängt von einer ersten Bekanntschaft Alles ab; der Unwürdige schafft Unwürdige, der Rechtschaffene bewahrt oder stählt die Redlichkeit. Dir gehört ihre Jugend, ihr ganzes Leben, was sie an schöner Empfindung im Busen trägt; denn Du bist ihre erste Liebe, und der gehört Alles zu. Wenn Du das reiche Geschenk nicht ausgleichst, begehst Du einen Raub der feigsten elendesten Art — der vornehme, glänzende, geistvolle Cavalier hat ein armes, schlichtes, in Dürftigkeit erzogenes Mädchen betrogen! Ein Kunststück freilich von so allgemeiner Anwendung, daß auch über Dich die Welt nicht mehr die Achseln zucken würde!" —

„Was soll das?" brauste Arthur heftig auf, der nur mit Mühe sich jetzt zurückgehalten hatte. „Wie Du gerade darauf kommst, mir solche Sottisen zu sagen, will ich nicht untersuchen, und annehmen, daß Dich eine Laune der Ehrlichkeit anwandelt. Noch nie hab' ich den Ton von Dir vernommen."

„Weil er bis jetzt nicht nöthig war," entgegnete Lindner ruhig, obwohl eine dunkle Röthe über seine Stirn lief. „Weil ich noch nie so nahe eine Gefahr für Dich erblickt hatte. Es war übrigens nur ein Rath, den ich aussprach, eine Vorstellung, die mir

meine Freundschaft eingab. Hab' ich darin mich versehen, dann will ich schweigen."

„Was könntest Du noch sagen!" bemerkte Arthur halb für sich und nachdenkend zu Boden starrend. „Wahr ist, was Du sagtest, nur zu wahr, und daß es wahr ist, wird mich noch verzweifeln laßen! O daß ich wüßte, was ich thun sollte! Meinen Vater kränken, ihn, der dem Grabe so nahe steht, daß es nur eines so gewaltsamen Anstoßes bedarf wie Du im Sinne hast, um es rasch geöffnet zu sehen!"

Er sprang in heftiger Erregung empor und wollte an Lindner vorüber.

„Wohin willst Du?" rief dieser.

„Mir bessern Rath holen bei Eleonore!"

„Deiner Schwester?" — Lindner zuckte zusammen und ein rascher Blitz aus seinem Auge. Schnell hielt er Arthur zurück und sagte: „Sie hat nie Partei für Dich genommen, sie wird auch jetzt das Rechte nicht finden. Sie gleicht Deinem Vater, ja war es möglich, den Stolz zu erschöpfen, sie ist am Geeignetsten dazu . . ." Ruhiger fuhr er dann fort: „Arthur, gieb nur dieß eine Mal der Vernunft Gehör, bestrebe Dich kalt und gemessen zu bleiben. Thust Du es aber nicht, dann muß ich die Vergangenheit zurückrufen, ich muß Dir einen Namen nennen,

der Dich vielleicht das Rechte ergreifen lehrt. Und mit erhobener Stimme setzte er hinzu: „Hast Du schon so bald Anna Wolfram, das unglückliche Geschöpf, vergessen?"

„Anna!" wiederholte der Graf zusammenfahrend und eine Leichenblässe legte sich über sein Gesicht...

„Ja, Anna!" betonte Lindner sehr scharf. „Und wie lange ist das her, daß sich die Sache zutrug? Es gehört ein recht kurzes Gedächtniß dazu, zwei, drei Jahre mit Leichtigkeit zu überspringen, wie es von Dir geschieht. Damals warst Du eben so unentschlossen, eben so verzweifelt — und ein Weib wurde elend. Freilich sagt das nichts, es ist etwas Geringes, daß ein Weib betrogen und elend wird, etwas ungemein Gewöhnliches, aber es gehört schon eine gewisse Entschlossenheit dazu, eine schlechte Katastrophe zu wiederholen!"

Die beißenden Bemerkungen Lindner's bei aller Wahrheit, die sie enthielten, blieben nicht ohne Wirkung auf den Grafen, sie reizten ihn aber auch zur Wuth und er erwiederte in großer Erregung: „Welcher Teufel ist denn in Dich gefahren? Welcher Lügengeist dazu? Ich spreche mich nicht frei von der Schuld an dem unglückseligen Geschöpf, das bis zum Herzbrechen gemartert worden, aber sie selbst gab die

erste Veranlassung, und in zweiter Linie stand, noch vor mir, ein Anderer, den Du so gut kennst, wie ich."

Ruhiger und nach einer Weile fuhr er dann fort: „Ich danke Dir übrigens, daß Du mich an Anna gemahnt. Die ganze vergangene Situation liegt vor mir, und ich glaube, daß mein Vater Ursache hat, ein zweites Mal gnädiger gegen mich zu sein. Er war damals hart, unbeugsam, wir waren auf dem Wege einander zu verlieren, ich hoffe, wir werden uns jetzt besser verstehen."

„Und falls es nicht im Guten gelingen sollte," ermahnte Lindner, „dann erinnere ihn an Deine Wunde; die Kugel ist tief genug eingedrungen, Dir einen dauernden Schmerz zu bereiten. Arthur," fügte er dann nachdrücklich und nicht ohne Herzlichkeit hinzu — „wenn wir zwischen zwei Pflichten wählen müssen, die geringere ist wo bloßes Vorurtheil waltet. Verkenne mich nicht, als hätt' ich keinen Maßstab für das Recht eines Vaters, aber auch dieses wie Alles hat seine Grenzen, und wo der starre Egoismus zum Tyrannen wird, dann beginnt unser Recht, und wir dürfen uns auflehnen. Auch die Nachgiebigkeit, wurzelt sie noch so sehr in unserm Herzen, wird zum Fehler, wenn sie der Vernunft widerstreitet. Wir hätten weniger Sklaven und abhängige Augendiener,

wenn wir uns daran gewöhnten, was uns unterwirft und blendet, sorgfältig zu prüfen, bevor wir uns gefangen geben. Was sind im Grunde die Fesseln, die wir so ohne Vorbedacht um uns legen? Fange bei dem Götzen der Welt, dem Gelde an, ende mit einer Leidenschaft, die Dich vernunftlos macht, und Du wirst bei näherer Prüfung zusammenschrecken, daß Du den menschlichen Geist beleidigt, der bestimmt ist uns frei auf die Höhe der Einsicht zu tragen."

„Und hast Du es so weit gebracht, bist Du auf diese Höhe gelangt?" fiel Arthur ein, über diese ungewohnte Sprache mehr erstaunt als davon überzeugt. „Wenn ich mich auch nicht rühmen mag ein Priester der Weisheit zu sein, die ganze Offenbarung der Vernunft erschöpft zu haben, so ist mir doch nicht entgangen, daß still in Dir eine größere Leidenschaft brütet, als ich je eine zum Ausbruch gebracht. Sei mir erst wirklich der helle klare Spiegel, dem ich nachgejagt, in dem sich Geist und Herz harmonisch absonnen, dann sei versichert, ich thun bliedlings was Du willst, ich betrachte Dich als meinen Herrn — trotz und ungeachtet meines Wappenschildes, das so sehr Deine Augen beleidigt." —

Er ging ohne eine Antwort abzuwarten. Mit

zusammengezogenen finsteren Brauen sah ihm Lindner lange nach, dann schlug er einen Seitenpfad ein, der nach dem Schloße führte.

Er war sonderbar bewegt. Was sollte er von der Liebe Arthur's zu Therese glauben? Das war nicht das Feuer, die Leidenschaft, die er erwartet, die er nur anzuschüren geglaubt, um sie hell auflodern zu sehen. War das ein Mangel an Empfindung oder wirklicher Liebe? Er kannte des Grafen tief innerliches Gemüth, um das erste annehmen zu können, er mußte demnach das letztere voraussetzen. Wozu dann aber überhaupt ein Verhältniß, das jedenfalls nicht gut enden konnte, und wozu ein Wesen in eine Kette von Unglück stoßen, die Therese jedenfalls umfangen mußte, sobald der Graf keine gute Entscheidung traf? . . .

Freilich die Täuschung ist nie angenehmer, als wenn sie sich in Liebreiz kleidet, und das Herz ist ein immer bereiter Kuppler; doch hatte gerade Arthur alle Ursache vorsichtig zu sein. Indeß Mensch ist Mensch, und die größere und geringere Schwäche wird durch die Umstände erhöht oder vermindert. . . Aber auch bei Therese glaubte Lindner, indem er so seinen Gedanken nachhing, nicht jene Stärke der Liebe zu erblicken, die er diesen Jahren zuschrieb. Hier

vielleicht mit größerem Rechte, denn Arthur war der erste Mann, dem sie die Freiheiten eines Liebhabers gestattete, der sie ernster beschäftigte, und dennoch war das Maß nicht überfüllt, das in ihren Zärtlichkeiten und Betheuerungen lag. Lindner hatte eine andere Meinung von der Gewalt der Liebe . . .

Mit dem ihm eigenen Scharfsinn, aus der nicht gering zu schätzenden Gabe, aus kleinen Zügen auf das Ganze zu deuten, wußte er bald, woran er mit Arthur und Therese war, und seine Pläne regelte er darnach . . . Doch er selbst? Wie kam es, daß in seiner Unterredung mit dem jungen Grafen sich ein Groll bemerkbar machte, den der Letztere recht gut zu deuten wußte, indem er sich mit den Worten verabschiedet —: „ich betrachte Dich als meinen Herrn, trotz und ungeachtet meines Wappenschildes, das so sehr Deine Augen beleidigt —". Welche Veranlassung hatte er, sich einer unbekannten Person, wie Therese für ihn war, anzunehmen, ganz im Widerspruch mit den Voraussetzungen, die der alte Graf von ihm hegen mochte, als er ihm den Auftrag ertheilte sich nach der Veranlassung zu erkundigen, die Arthur vom Hause hielt? . . .

Dieser Groll war der eines Bürgerlichen, der sich auflehnen will gegen verrostete Vorurtheile, gegen

Wappenschilder, die seiner Meinung nach der Zeitgeist über den Haufen geworfen; die in seinen Augen nichts mehr waren, als gespaltene Merkzeichen einer feudalen Zeit, wo die rohe Kraft gewaltet; durch den lebendigen Geist zerstörte Eisenschilder, von denen die Uebergoldung in Wind und Wetter verflogen . . .

Aber es war das erstemal, daß Lindner solche Ansichten äußerte, daß er es wagte, eine Empörung gegen Standesunterschiede anzudeuten. . . Bei einem Manne seines Charakters, der bis dahin in den Bewohnern des Schlosses den Adel geehrt, der von je die Parthei der Aristokratie genommen, der nichts ohne Grund und Ueberlegung that, mußte es um so mehr auffallen, und Graf Arthur war im Recht, sich darüber verwundert zu zeigen . . . Für diese anscheinende Wandlung mußten tiefere Motive vorliegen, nichts Gewöhnliches mußte geschehen sein, daß er jene Aeußerungen gethan . . .

Lindner war begierig, wie bald Arthur seinen Vorsatz ausführen und mit dem Vater Rücksprache nehmen würde. Daß er ihn überhaupt ausführe, dessen war Lindner gewiß, denn er wußte, daß der junge Graf lange hin und herschwankte, bevor er zu einem Entschluß gekommen; hatte er einen solchen

jedoch einmal gefaßt, dann war es so gut wie ein erfülltes Wort. Wie aber, wenn sich dann herausstellte, daß Lindner gegen die Interessen des Ministers handelte? Er verdankte ihm vorläufig noch seine Existenzmittel, er stand in seinem Brode, es war ein Act des Vertrauens, zu dem man ihn veranlaßt — wie konnte er sich dagegen vertheidigen? . . .

„Dem muß vorgebeugt werden," schloß Lindner diese stille Betrachtung — „ich darf von der Gunst des Ministers nichts verlieren, ich muß sie im Gegentheil zu heben suchen. Ich glaube kaum, daß meiner erwähnt wird, aber Vorsicht schadet nie, zu sicher darf man sich nie fühlen . . ."

Er nahm sich vor Arthur zuvorzukommen und dem Minister die halbe Wahrheit zu entdecken. Auf diese Weise, bei kluger Berechnung seiner Worte, konnte er hoffen, jedem Verdacht bei dem Minister, der für ihn die Hauptsache war, entgegenzuwirken . . .

Als Lindner in's Schloß trat, wurde er durch den Anblick mehrerer Reisewagen und einer Anzahl galonirter Livréebedienten überrascht.

„Wer ist angekommen?" fragte er einen Diener, der zum Hause gehörte.

„Seine Hoheit!" lautete die Antwort.

„Der Herzog von W . . ." ergänzte Lindner sich

selbst. „Grade jetzt? Sollte das etwas Besonderes bedeuten? . . .“

Langsam und nachdenkend stieg er die Treppe hinauf, die zu seinem Zimmer führte. —

Siebzehntes Capitel.

Die Ankunft des Herzogs von W... auf dem Schloße Ellern war eben nichts seltenes. Ein Freund der Jagd, beehrte er namentlich zur Herbstzeit den Minister von Rößingg zu öftern mit einem Besuche, aber außerdem hatte der Herzog für den hohen Staatsbeamten, der durch viele Jahre der vertrauteste Rath seines fürstlichen Vaters wie sein eigener gewesen, eine gewisse dankbare Anhänglichkeit, die ihn zu solchen Besuchen veranlaßte. Es geschah wohl auch, daß er den Grafen in wichtigen Regierungsangelegenheiten zu vernehmen kam.

Diese Besuche dauerten in der Regel nur ein oder zwei Tage, und veränderten auf den ausdrücklichen Wunsch des Herzogs durchaus nichts in der Lebensweise des Schloßbesitzers. Während des Winters, wo dieser dann mitunter auf unbestimmte Zeit die Residenz zu seinem Aufenthalte wählte, standen

zur Revanche im herzoglichen Schlosse Zimmer für den Minister zur Disposition, aber der Stolz ließ ihn keinen Gebrauch davon machen. Er äußerte in dieser Beziehung einmal: „Wenn mich der Herzog besucht, so ist das eine Ehre, bin ich sein Gast, so ist das eine Gnade. —"

In diesem Sommer war es der zweite Besuch, den der Fürst dem Grafen machte, und dießmal veranlaßte ihn seiner Versicherung nach die Rückkehr Arthur's zu einem solchen. Er wünschte, daß ein so geachteter Name, der glänzendste unter dem Adel des Herzogthums, nicht müßig feiere, und Arthur zum mindesten eine erste Hofstelle annähme, wenn er nicht den Staatsdienst vorzöge. Hierin traf der Herzog ganz mit den Intentionen des Ministers zusammen, der es schon längst mit Mißvergnügen bemerkt hatte, daß sein Sohn in dieser Beziehung sich still verhielt und nichts äußerte, worauf er seine Zukunft zu gründen gedächte. Daß Arthur ein großes Vermögen erwarte, galt in den Augen des alten Herrn wenig, nur als Unterstützung eines hohen Ranges, den er seinem Namen erhalten wissen wollte.

Er kam mit seinem hohen Gaste bald zum Verständniß, und es bedurfte nur der Einwilligung Arthur's, um dasselbe zum Beschluß zu erheben. Das

Wiedersehen indeß des letzteren mit seinem Landesfürsten war auffallend. Frostig ceremoniös, mit fast beleidigender Zurückhaltung begrüßte Arthur den Herzog, und dieser sah sich genöthigt von seiner anfänglichen Zuvorkommenheit abzulassen, und ihm eine noch größere Kälte entgegenzusetzen.

Bei diesem Auftritt war der Minister nicht zugegen, und es schien beinahe, als habe es der Herzog mit Willen so eingerichtet, daß er anfänglich allein mit Arthur zusammengetroffen. Später, als es unvermeidlich war, daß sie sich wieder in Gegenwart des Schloßbesitzers und der Comtesse Eleonore trafen, suchten sie sich wie mit Verabredung in gegenseitigen Artigkeiten und Höflichkeitsbezeugungen zu überbieten. Das wiederholte sich in dieser wechselnden Weise so oft sie zusammenkamen . . .

Dem scharfen Auge Lindner's entging dieses Betragen nicht und von einem Dämon getrieben, um ihn noch mehr zu reizen, oder als unwillkührliche Aeußerung eines rachsüchtigen Gefühls, raunte er bei einer Gelegenheit Arthur in's Ohr: „Gieb Acht, was im Schlosse passirt! Es ist manchmal gut, wenn wir eine Stunde weniger schlafen."

Arthur, grade nicht in der besten Laune, verlangte eine offene Erklärung; Lindner aber, indem er

an ihm vorüberging, zuckte die Achseln und meinte: „Ich habe die Witterung eines Raubvogels, mir ist als röche ich das Aas fauler Gesinnung. Glaub' nicht, daß ich träume oder gleichgültig bin. —"

An demselben Abend begaben sich der Herzog und Eleonore nach Hellborn zu einer Theatervorstellung, und Arthur wurde zu seinem Vater gerufen. Er gehorchte dieser Aufforderung allsogleich, weil ihm die Angelegenheit mit Therese das Herz beschwerte und er endlich damit in's Reine kommen wollte. Daß er anderntheils nicht unbefangen dem Vater gegenüber trat, war wohl natürlich.

Der alte Herr empfing ihn vor einem mit Papieren bedeckten Tische, auf dem zwei silberne Armleuchter brannten, stand aber sogleich auf, nahm vertraulich Arthur's Arm, und im Zimmer hin und herschreitend, sagte er: „Ich habe Dich zu mir rufen lassen, Arthur, um Deine Meinung in einer Angelegenheit zu hören. Du machst Dich so selten —"

„Ich wüßte nicht, Vater —" bemerkte jener verlegen.

„Still, still! Ich kenne Deine Passion, für Dich allein zu sein, in den Feldern herumzustreifen, und in der Ruhe der Wälder alles Andere zu vergessen. So warst Du immer auf Schloß Ellern, und bist

Dir auch darin nach Deiner Rückkehr treu geblieben. Indeß Arthur, das Leben stellt andere Anforderungen an uns, es ist uns nicht erlaubt, unsere geistigen Kräfte dem Ganzen zu entziehen. Deine Neigung mag gut und schön sein, ich will es glauben, aber sie entbehrt der Realität, es ist kein fruchtbarer Boden, auf dem nur Träumereien herauswachsen. Du bist durch Deinen Namen, Dein Vermögen, Deine Kenntnisse und Fähigkeiten berufen, eine Stellung in der Welt einzunehmen, die Bedeutung und Achtung in sich vereinigt. Ich wünschte, daß Du Dich zu einer solchen anschicktest."

Der Minister hielt inne und schien eine Antwort zu erwarten. Arthur kam jener Vorschlag eben so unerwartet, als er ganz seinen Neigungen und Absichten widerstrebte. Er entgegnete: „Ich hatte einen andern Plan. Der laute Lärm des Tages lockt mich nun einmal nicht, ich fühle in mir keinen Beruf zu Geschäften, die eine trockene Ruhe und Kälte beanspruchen, ein ausschließliches, ich möchte sagen mechanisches Hingeben, das ich mir nie aneignen könnte; prunkender Glanz reizt mich nicht; es wäre also ein verlorenes Bemühen, darauf hin zu arbeiten. Was man von vornherein mit Widerstreben beginnt, wird nimmer gut, im Gegentheil, Druck und

Last, wenn es äußerlich noch so schimmernd erscheint. Wenn Du mir nun hierauf entgegnen wolltest, daß mein Name, meine Geburt tausend Schwierigkeiten beseitigen, die Andere erst zu überwinden haben, so wär' das eben nur ein Argument mehr, meinen Widerwillen zu steigern. Ich will Alles nur mir selbst verdanken, so weit eben meine Fähigkeiten ausreichen, und ich möchte um Alles nicht, daß es auch von mir hieße: Das ist ein Glückspilz, der sich von adelichen Traditionen sättigt! Das wäre in meinen Augen eine Erniedrigung, keine Erhöhung."

„Und welches wäre Dein Plan?" fragte der Minister ruhig.

„Ein zurückgezogenes bescheidenes Leben, in Deiner Nähe, hier auf diesen Gütern. Ich gewönne wahrhaftig nicht viel, wenn ich in die große Welt hinausträte, ja ich verlöre den kurzen Rest von freudigem Muth, der mir geblieben. Glaube deßhalb nicht, daß ich die Unthätigkeit feiern will, ich habe mir ein Bild des Wirkens entworfen, freilich nur für kleinere Kreise, aber um so wohlthuender, als es mit meinen Neigungen zusammenfällt. Das Glück der Bewohner unserer Dörfer würde meine Sorge sein."

„Das sind Träumereien!"

„O nein. Unsere Zeit, die so sehr auf's Zerstören hinausgeht, die immer schroffer die Partheien spaltet, braucht recht nothwendig einer Vermittlung, und diese würde mein Bestreben sein. Auf die Bedürfnisse des Proletariats, auf seine Mühen und Lasten will ich mein Augenmerk richten und davon lindern so weit ich's vermag. Es dünkt mir ein Fehler, daß man zu viel auf's Allgemeine speculirt, daß man die zunächst sichtbaren, augenfälligen Uebel durch eben so allgemeine Mittel, die für die Oberfläche paßen, restauriren will. Jeder Einzelne hat seine Bedürfnisse, je nach seinem Herkommen, Stand, nach seiner Beschäftigung; von der Wurzel aus muß man sondiren, nicht den ganzen Baum gleich umpflanzen wollen. Bei einer solchen Procedur verdorren nur zu leicht Stamm, Blatt und Aeste. Hat man das Uebel im Kleinen erkannt, dann geht es mit der Heilung im Großen um so besser. Was ich und Andere so in der Beschränkung wirken, wird gemeinsam von anerkennenswerther Bedeutung."

„Ich habe eine andere Ansicht. Doch will ich sie nicht erörtern, da es nutzlos wäre, Dich überzeugen zu wollen. Du hast Kenntnisse und Befähigung, die Dir einst gestatten würden, den Staatsposten Deines Vaters einzunehmen, und ich glaube so manches

für das Land gethan zu haben, was gute Früchte getragen. Indeß ich will Deiner Neigung keinen Zwang anthun, dagegen wirst Du aus Achtung vor dem Namen, den Du trägst, eine Stelle bei Hofe nicht ausschlagen, die Dir der Herzog zugedacht."

„Um so weniger, Vater," rief Arthur lebhaft. „Das würde mich an die Person des Herzogs ketten, und daraus — ich seh' es kommen — ein Conflict herauswachsen von den übelsten Folgen."

„Was ist das?"

„Ein Stück Abneigung, wenn es denn gesagt sein soll. Glaubt aber Seine Hoheit durch eine Hofcharge mich zu versöhnen, so irrt er sich. Stets wird er mein Landesherr bleiben, dem ich Ehrfurcht schuldig bin, sobald wir aber als Privatpersonen — und so betrachte ich seinen Antrag — verhandeln, raubt mir Niemand die freie Wahl. Ich schlage diesen Posten unbedingt aus."

Eine Zornader trat auf die Stirn des Ministers, er wußte sich jedoch zu mäßigen und meinte, den Arm seines Sohnes fahren lassend: „Also noch immer die frühere kindische Geschichte? Ich sollte denken, Du hättest auf Deiner Reise die Erinnerung an eine Thorheit vergessen müssen."

Arthur war in der peinlichsten Stimmung. Wie

sollte er nun sein Vorhaben zur Sprache bringen, nachdem er dem Vater so viel verweigert und seinen Zorn hervorgerufen? Es mußte indeß geschehen und all' seinen Muth zusammenraffend, entgegnete er: „Sie ist vergessen. Mein Herz hat mit der Vergangenheit nichts mehr zu schaffen, jedoch —" Er stockte.

„Nun!" drängte der Minister.

„Ich möchte an Deine volle Güte appelliren, Vater."

„Ohne Umschweife!"

„Und mir Deinen Segen zu einer Verbindung erbitten, die mein Glück begründen soll."

Der Minister wurde im höchsten Grade erstaunt, hier etwas ganz Unerwartetes zu hören. Wie konnte das geschehen, da nichts auf eine Bekanntschaft seines Sohnes hindeutete? Vielleicht hatte er aber eine solche auf seiner Reise gemacht. Mit diesem Gedanken und in der Meinung, es handle sich um eine durchaus passende Vermählung, war er keineswegs unzufrieden; hatte er doch schon längst auf einen solchen Entschluß Arthur's gehofft. Er entgegnete deßhalb nach einer Weile gutmüthig lächelnd: „Das nenn' ich überrascht! In der That, eine Schwiegertochter kommt mir erwünscht. Laß' hören, wer es ist!"

„Wenn nur Deine gute Laune erhalten bleibt,“ meinte Arthur gedrückt.

„Oho!“

„Es ist kein Mädchen, das den höheren Ständen angehört —“

Die Stirn des Ministers verfinsterte sich wiederum und er blickte erwartungsvoll auf seinen Sohn. Dieser ergänzte den angefangenen Satz. „Aber ein Mädchen, das alle Eigenschaften vereinigt, die mir zu einer glücklichen Ehe nothwendig erscheinen. Und dann, ich liebe sie! Ich liebe sie nicht mit jenem flüchtigen Feuer, von dem ich mich in der Vergangenheit nicht freisprechen will, es ist eine dauernde, festbegründete Neigung, die mich an sie fesselt. Mein Wille, Therese zu heirathen, ist eben so entschieden, als ich voraussehe, daß sie Dir je mehr gefallen wird, je näher Du sie kennen lernen wirst.“

Die lange Vorrede machte, daß die Stirn des alten Herrn immer finsterer wurde. „Komm' zum Schluß!“ meinte er ungeduldig: „Wer ist es?“

„Sie ist in Hellborn — bei —“ das Wort wollte nicht heraus.

„In Hellborn? Wer könnte das sein? . . . Zur Sache!“

„Bei der dortigen Schauspielergesellschaft!“ Arthur athmete auf, als er so weit gekommen.

„Eine Schauspielerin?“ . . .

Der alte Herr wurde sprachlos, und nichts hätte ihn gewaltsamer überraschen können. Lange starrte er seinen Sohn an, als sollt' er ihm das Unerwartete noch einmal wiederholen. Auch Arthur schwieg, doch hielt er den Blick des Vaters ruhig aus, freilich mit einem Aufwande von Zwang, und mit pochendem Herzen. Sein Vater brauchte eine längere Zeit um sich zu faßen und mehrmal durchschritt er das Zimmer, hie und da einen Seitenblick auf Arthur werfend, bevor er zu jener Ruhe kam, die er hier für nöthig erkannte. Endlich hatte sich seine Aufregung so weit gelegt, daß er vor seinem Sohne stehen blieb, die Hände auf den Rücken legte, und, ihn scharf ansehend, entgegnete: „Du bist entweder toll, oder auf dem Wege es zu werden. Soll ich Dich denn an die Vergangenheit erinnern? Hast Du gar kein Gedächtniß mehr für eine Geschichte, die Dir beinahe Deine Ehre und mir meinen letzten Sohn gekostet? Arthur, wie weit geht Deine Verblendung und — laß mich es aussprechen — Deine Rücksichtslosigkeit! Nichts, nichts in Deiner Familie ist Dir etwas werth. Ich will nicht von dem Stammbaum reden, nicht

von Deiner Erziehung und Deinem Vermögen, aber daß Dir Dein Vater nichts gilt, daß Du für seine geringsten Wünsche kein Ohr hast — sieh'! das betrübt mich ungemein. An was soll man sich noch halten, wenn die Liebe in der Familie gelockert ist, wenn Vater und Sohn nicht harmoniren?" . . .

„Vater!"

„Hab' ich denn so wenig für meine Kinder gethan, daß sie mich so leicht vergessen können? Belehre mich, wenn es geschehen ist; ich weiß es nicht. Nenne einen Grund, der Dich berechtigt, härter gegen mich zu sein als es Fremde gegeneinander sind. Ich bin so lieblos nicht, daß ich gegen die Vernunft taub wäre."

Der halb vorwurfsvolle, halb rührende Ton ging Arthur unwillkürlich zu Herzen; auf Vorwürfe war er gefaßt, aber auf diese ungewohnte Milde nicht. Gepeinigt wußte er nichts zu erwiedern als: „Du bist schon einmal hart gegen die Wahl meines Herzens gewesen, und das Weib ist elend geworden."

„Und hatte ich nicht Recht?" fiel der Minister ein. „War es nicht gut, daß ich meine Einwilligung verweigerte?"

„Das ist noch nicht entschieden. Anklagen

waren da, Richter auch, aber der Beweis für die treulose That des Weibes ist ausgeblieben. Ich weiß noch nicht einmal, ob ich Therese so liebe, wie ich damals Anna liebte, ich hatte an diese Unglückselige meine ganze Seele verschenkt und sie war meine erste Liebe; aber ich will nicht ein zweites Mal wortbrüchig erscheinen. Und dann! Ich bin müde vom Leben, es hat mich in meinen jungen Jahren so arg herumgerüttelt, daß ich mich nach Ruhe sehne, und diese glaub' ich zu finden an der Seite eines Wesens, dem ich gut bin, mehr als gut, und das durch die doppelten Bande der Liebe und Dankbarkeit an mich gefesselt wird; sie liebt mich und ich erhebe sie zu mir."

„Also Schwärmerei," meinte der alte Herr schmerzlich bitter — „nicht einmal ein starker Grad von Leidenschaft, der Dich entschuldigen könnte. Wodurch bist Du müde vom Leben? Eine trübe Erfahrung hat Dein Herz erschüttert, doch nicht so weit, daß es gleich zum Sterben ginge, oder daß Du an Deiner Jugendkraft verzweifeln dürftest. Es ist ein nicht zu rechtfertigender Egoismus, der Dich so sprechen heißt, das bloße Begehren, das Deine Augen blendet. Und wenn Du aufrichtig gegen Dich sein wolltest, so würdest Du Dich auch erinnern, daß Du eine Zeit

hindurch von Genuß zu Genuß taumeltest, daß Du das Vergnügen todthetztest und nur zur Besinnung kamst, weil Deine Kräfte diese bachantischen Gelüste nicht vertrugen. Freilich die Zeit darauf hätte Deine Lebensweise wiederum einem Karthäuser Ehre gemacht, doch diese Extreme, diese Excentrität zeigen sich in Allem bei Dir, und ich glaube nicht zu irren, daß Du unter Umständen wiederholt versucht werden könntest, jenes Leben zu wiederholen; die Leidenschaft und die Neigungen sind in Dir nicht todt, sie schlummern nur. Du sprichst von Erfahrungen. Was hab' ich erfahren? Sieh' Dich um in der Gruft, welche Hoffnungen ich zu Grabe getragen! Ich bin der Ueberlebende, ich der Mann mit grauen Haaren, von den Meisten, die mir theuer, die in der Blüthe der Jahre dahingegangen. Und soll ich Dich an die gewaltsamen Umstände ihres Todes erinnern? Erspar' mir die grausame Erinnerung, die geeignet ist, von Neuem den Gedanken in mir wach zu rufen, daß ein Fluch auf unserm Hause lastet!"

Er schwieg erschöpft und ein tiefer Schmerz malte sich in seinen Zügen. Diese angeregten Erinnerungen waren es aber auch, die ihn milder auftreten ließen, als es sonst in seinem Charakter lag. Es war sein einziger Sohn, der ihm gegenüberstand,

seine letzte Hoffnung, das verlor er nicht aus den Augen . . .

In Arthur, der sich vergeblich gegen den Eindruck sträubte, den sein Vater auf ihn hervorgebracht, kämpfte die Vorstellung an Therese, wie sie ihr schönes, nun thränenfeuchtes Auge bittend zu ihm aufschlug, mit der Liebe zu seinem Vater. Aber wie es immer geschieht, daß die Selbstsucht das größere Wort hat, wie beim Manne gegenüber einem andern der Schmerz des geliebten Weibes stets das Uebergewicht behält, so war es auch bei Arthur, und er äußerte: „Die Trauer um meine gestorbenen Geschwister hab' ich getheilt; sie ist jetzt noch vorhanden. Doch was hat der Kummer der Vergangenheit mit der Gegenwart zu schaffen? Was gewesen, hat nur ein geschmälertes Anrecht an uns, und schlimm wär' es, würd' es anders sein. Mit dem Blick in die Zukunft müssen wir das Glück festhalten und nicht rückwärts auf Gräber schauen. Wie gesagt, Vater, ich fühle mich matt bei dem Gedanken, mein Leben einsam hinzubringen; auch ist das die Meinung des Schicksals sicher nicht."

„Und verlang' ich das von Dir?" fragte der Minister mit größerer Festigkeit in der Stimme. „Es ist mein lebhafter Wunsch, eine Schaar von Enkel-

Kindern um mich zu sehen, Dich glücklich an der Seite einer Gattin zu wissen. Aber die Wahl muß dieses Glück auch bekräftigen. Zwei Wünsche laß ich fallen, Arthur, ich will nunmehr nicht Deinen Neigungen Zwang anthun und Dich zu der Annahme eines Staats- oder Hofdienstes bewegen. Lebe auf meinen Gütern ganz Deiner Muße, wie Du magst. Was jedoch Deine Heirath betrifft, so versag' ich meine Einwilligung; ich kann sie nicht geben. Ohne dem Mädchen im Geringsten nahe zu treten, so ist es ihr Stand, der meine entschiedene Abneigung hat. Eine Schauspielerin nimmt auf die natürlichste Weise die verschiedenartigsten Eindrücke in sich auf, und eben so natürlich ist es, daß dadurch der feste Halt verloren geht, der dem Herzen nothwendig. Wer mit den Gefühlen, schlimmen und guten, spielen gelernt, hat zuletzt für das wirkliche Leben eben nur einen ähnlichen Maßstab, und der Oberflächlichkeit ist die Thür geöffnet. Man kann dabei unverdorben sein, von der besten Gesinnung, aber schon das Wissen schmälert die Reinheit des Herzens, und meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß jede Künstlerin wohl einen großen Fond für die Coqueterien hat, in den äußersten Fällen aber ist ihr Sinn auf eine stille und einförmige Häuslichkeit gerichtet. Schon die Gewohnheit

des öffentlichen Erscheinens verdrängt diesen mit der Zeit. Und was eine Hauptsache ist, eine Künstlerin von wahrem echtem Berufe wird ihre Sehnsucht nach der Bühne nie unterdrücken können, das Theater bleibt ihre Heimath. Und geschieht es, daß sie doch die Bühne verläßt, so entspringen aus dieser Sehnsucht, die um so verlockender auftritt je weniger sie erfüllt werden kann, Mißmuth, Unfriede und Verdruß im Hause, in der aufgezwungenen Heimath. In Deinem Falle noch besonders, Arthur, wirkt ein Umstand. Deine Jugend läßt Dich ihn übersehen und wohl auch die Eitelkeit, von der kein Mann befreit ist, und die Dir sagt, daß Du Deiner Person einen lockenden Erfolg verdankst. Ist es wohl aber auch Deine Person, Dein Herz mit seinen Fehlern und Vorzügen, die Dir die Liebe jenes Mädchens erworben? War es nicht vielleicht auch ihre Eitelkeit, die sich befriedigt und geschmeichelt fühlte, einen Grafen, den Erben großer Güter, zu ihren Füßen zu sehen? Hatte sie nicht vielleicht schon von den Bühnen-Eindrücken so viel profitirt, um in Dir eine Schwärmerei zu entdecken, die zu benützen wäre? Sie ist jung und schön, das setz' ich voraus, aber Jugend und Schönheit übertünchen grade die dunklen Gedanken."

Arthur wurde während dieser Auseinandersetzung unwillkürlich an die schnelle Art seiner Bekanntschaft mit Therese erinnert, an so manchen Moment, wo es ihm geschienen, als sei das Feuer ihrer Liebe kalt, ihr Auge der Ausdruck abwesender Gedanken; er fühlte etwas Wahres in jenen Worten. Betroffen senkte er den Blick und wußte nicht sogleich zu antworten. Der Minister, der den Eindruck wahrnahm, fuhr, sich den Erfolg ganz zu sichern, mit diplomatischem, hier gewiß verzeihlichem Rückhalt fort: „Noch ein Geständniß will ich Dir machen, und dann faße Deinen Entschluß. Ich will ihn nicht heute, morgen, übermorgen, wenn Du reiflicher über Alles nachgedacht und ganz entschieden bist. Also, wenn Du zu mir gekommen wärst und Dein Vorschlag hätte einem Mädchen aus bürgerlicher Sphäre gegolten, gleichviel welchen Standes, einem Mädchen von fleckenlosem Ruf, ich würde es wohl ebenso beklagt haben, daß Du herabgestiegen, daß Deine Ansprüche nicht weiter gehen, — denn am Ende gehörte zu einer glücklichen Harmonie der Herzen auch ein gebildeter Geist, eine Art des Benehmens, die sich nirgends zu scheuen hat — aber dennoch würde ich mich besonnen haben, nicht alle Hoffnung hätte ich Dir genommen, wie ich es jetzt thun muß . . .“

Ihm unwillkommen, trat ein Lakei in's Zimmer und meldete die Rückkehr des Herzogs und der Comtesse Eleonore. Arthur, voll von dem Gehörten, verabschiedete sich bei dem Vater, der ihn gern entschuldigte, da er wohl fühlte, daß er für die Gesellschaft jetzt nicht tauge, und überdieß konnte der Minister mit dem gemachten Eindrucke zufrieden sein; Arthur war ungemein ernst und nachdenkend geworden . . .

Mit den Gemeldeten kam auch Lindner, der einen fragenden Blick dem jungen Grafen zusandte, als dieser durch eine Seitenthür ohne den Herzog zu begrüßen verschwand. Er wäre ihm gern gefolgt, doch der Minister nöthigte ihn zum Bleiben.

Der Thee wurde servirt und bald nahm das Gespräch eine lebhafte Wendung.

Der Herzog, ein Mann in den besten Jahren, von hoher schlanker Gestalt, feinen und stolzen Zügen, konnte eben so liebenswürdig als abstoßend sein. Am deutlichsten zeigte sich das in seinen Augen, die nach Umständen in einem hellen sprühenden Feuer erglühten, in anderer Zeit so gleichgültig und apathisch d'reinblickten, als wäre die ganze Welt eine Leere, die er wiederspiegle. Dunkles Haar und ein eben solcher voller Bart vervollständigten seine Erscheinung.

Mit einem gewissen Uebermuth, der sich durch die Gewohnheit des Befehlens energisch äußerte, und wobei er ein Paar Reihen der blendendsten Zähne sehen ließ, warf er sich in's Sopha und lachte: „Ein Teufelsmädchen, die kleine Müller! Bin ganz überrascht der wahren Kunst in einem Winkel Deutschlands zu begegnen."

„Es ist der Kunst nicht freigestellt, sich Palläste zum Aufenthalte zu wählen," bemerkte Gräfin Eleonore, die nicht in der besten Laune schien — „und nicht selten wird sie aus den Pallästen verjagt, sobald die Kunst dort eingekehrt."

„Ich entsinne mich, der Kunst manchen Tempel gebaut zu haben," meinte der Herzog, durchaus nicht eitel auf sein Mäcenatenthum, aber auch nicht willens einen Vorwurf anzuhören. „Doch wieder auf die Müller zu kommen! Sie ist hübsch, sehr hübsch, ich habe das früher gar nicht so bemerkt."

„Früher? Sind Sie ihr denn schon begegnet?" fragte Eleonore verwundert.

„Ich meine," verbesserte der Herzog — „bis zu ihrer Hauptscene. Und haben Sie wohl beobachtet, Comtesse, wie sehr Sie der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit waren? Fortwährend blitzten ihre Augen in unsere Loge."

„Die Aufmerksamkeit einer Schauspielerin? Hoheit sahen da mehr, als ich zu würdigen verstehe. Ich ging zu einer Vorstellung, wollte aber an der Action nicht Theil nehmen.“

Die Bitterkeit in den Worten der Gräfin veranlaßte den Herzog einen Gegenstand abzubrechen, der auch dem Minister nicht angenehm zu sein schien; schweigend und ernst hatte dieser zugehört. Lindner profitirte von der Situation. Während das Gespräch eine andere Wendung nahm und hauptsächlich von dem Herzog lebhaft fortgesetzt wurde, war er äußerlich die vollste Aufmerksamkeit, wie sie einer so erlauchten Gesellschaft gegenüber gebührt; innerlich jedoch mit ganz andern Dingen beschäftigt. Ein ‚Stück Gefolge‘, war er mit im Theater gewesen. Das gegebene Schauspiel interessirte ihn wenig, sein Lorgnon blieb vom Parterre auf die Loge gerichtet, die Seine Hoheit mit der Comtesse eingenommen. Beide sprachen viel zusammen und angelegentlich. Jeder Unbefangene würde das kaum bemerkt haben, denn die Art und Weise der Vornehmen ist es, sich lebhaft unterhalten zu können ohne laute Worte und auffallende Mienen, sich mit Sylben todt zu stechen ohne daß es den Anschein hat; Lindner aber, der mit seinem Geiste hinter den Sprechenden saß,

errieth den Gegenstand der Unterhaltung und ihre Bedeutung. Kein noch so leises Zucken des Mundes, nicht das Zusammenziehen der schönen Augenbrauen, kaum merkbar, nicht die rasche oder langsame Bewegung des Fächers, das Verbergen des Gesichts hinter demselben, entgingen ihm bei der Gräfin, und eben so beobachtete er den Herzog, der sich in seiner lebhaften Weise zu äußern schien, ohne daß aber der lächelnde Ausdruck seines Gesichts sich verändert hätte.

Etwas geschah im Laufe der Vorstellung, was Lindner unerwartet neuen Stoff zum Nachdenken gab. Therese Müller war auf der Scene erschienen. Anfangs schenkte ihr der Herzog wenig Aufmerksamkeit, später jedoch ließ er keinen Blick von ihr, und Therese, als sie einmal das Auge auf seine Loge geworfen, sah wiederholt und zuletzt auffallend oft hinüber. Wie Lindner weiter zu beobachten glaubte, war ihr Spiel nur darauf berechnet, das Gefallen des Herzogs zu erlangen; das übrige Publicum wurde zur Nebenperson. Er hatte für die kleinen Züge der Coquetterie, die versteckte Art einer Schauspielerin, für den Einzelnen inmitten einer großen Versammlung zu spielen, ein scharfes Auge, und daß er dießmal obige Bemerkung nicht allein machte,

bewies ihm die Gräfin, deren Gesicht sich mehr und mehr verfinsterte, die Ungeduld, die sich in allen ihren Bewegungen äußerte . . .

Lindner berechnete, wohin diese Begegnung des Herzogs mit Therese, die nicht die erste, wie jener selbst verrathen, führen könnte. Bei der bekannten Lebensweise des Herzogs, der unvermählt in Betreff der Frauen eine rücksichtslose Freiheit sich erlaubte, dessen Wechsel und Unbeständigkeit in den Neigungen sprichwörtlich, war es mit einiger Gewißheit vorauszusehen, daß er die nähere Bekanntschaft Theresens, nachdem er ihr seine Aufmerksamkeit zugewendet, suchen würde. Was alsdann weiter zu erwarten stand, hing allerdings von Therese ab. Wenn ihr nun auch Lindner nach seinen bisherigen Erfahrungen einen gewissen Grad von Festigkeit und Zurückhaltung, der aus ihrer Neigung zu Arthur und ihrer Jugend entsprang, zutraute, so sprach er sie nicht frei von Eitelkeit und der Empfänglichkeit für Schmeicheleien, und außerdem war ihr ganzes Benehmen nur zu sehr geeignet, den Verdacht zu erregen, daß ihre Tugend eine sehr mangelhafte, die vielleicht bis jetzt nur der Zufall ungefährdet gelassen. Wie war es sonst möglich, daß sie mitten im Verhältniß zu Arthur das Gefallen eines andern

Mannes zu erregen suchen konnte, nachdem sie kaum einen Tag zuvor mit ihrem Geliebten ein so ernstes Gespräch gehabt? . . .

Das war nicht mehr die Unbefangenheit der Jugend, und das Weib lernt mit dem ersten Laut der Liebe rasch den ganzen Reichthum der Liebe ermessen, viel rascher als der Mann, der nicht wie jenes ausschließlich der Gefühlswelt angehört, sondern diese mit andern ernsten Anforderungen theilen muß.

Lindner verschwieg sich auch nicht, und hatte er doch selbst Proben von der Wahrheit, daß das Gerücht ging: noch nie habe ein Weib dem Herzoge widerstanden. Sein Rang war es nicht allein, dem er viele Eroberungen verdankte, seine Persönlichkeit gefiel auf den ersten Augenblick, und seine Liebenswürdigkeit, sein ritterliches Benehmen bestachen selbst die Männer. Sprach doch für die Gefährlichkeit des Herzogs Frauen gegenüber selbst die nächste Gegenwart, wie sich Lindner gestehen mußte, indem er die Comtesse Eleonore beobachtete. Unbeschadet der andern stillen Gedanken entging ihm nicht, wie sehr sie sich in Aufmerksamkeiten für den Herzog erschöpfte. Sie bediente ihn ausschließlich während der Thee herumgereicht wurde, und genau berücksichtigte sie all' seine kleinen Eigenheiten, ihr von früher bekannt,

die mehr oder weniger jeder Gebildete hat, und die geringfügig an sich, doch so gern erfüllt sein wollen. Wie glänzte dann ihr Auge, wenn er dankend ihre Hand ergriff, sie lange betrachtete und endlich einen Kuß darauf drückte! Wie erröthete sie glühend über und über, wenn er mit einer raschen Bewegung heimlich ihr etwas zuflüsterte! Er sprach dabei viel, bald diesen bald jenen Gegenstand berührend, und immer beredt. Der Minister sah sich nur auf kurze Zwischenbemerkungen angewiesen, er mußte den größten Theil der Unterhaltung dem erlauchten Gaste und seiner Tochter überlassen. Fast vergaßen diese im Laufe der Zeit, daß sie unter Zeugen waren, und immer sprühender wurden die Geistesfunken des Herzogs, lebhafter, leidenschaftlicher die Antworten Eleonorens.

„Verwegenheit hilft oft dem Wunsche nach," rief er. „Es ist kein Raub, der mit der Seligkeit belohnt!"

„Wer dahin will," entgegnete Eleonore, „giebt sich halb gefangen."

Der Herzog sprang auf, ein Glas hoch erhebend: „Die Trunkenheit des schönsten Auges lockt tief auf der Brand der Seelen!"

Er wollte trinken, schon hielt er das Krystall

an die Lippen, da durchzuckte es seinen Körper, eine Leichenbläße legte sich auf sein Antlitz, das Feuer seines Auges erlosch, stier und starr blickte er vor sich hin . . . tief aufathmete seine Brust . . . heftiger schüttelte es seinen Körper . . . der ausgestreckte Arm sank herab — klirrend fiel das Krystall auf den Boden . . .

„Mein Gott! was ist das?“ Alle riefen's und standen entsetzt . . .

„Still!“ flüstette der Herzog, mühsam mit der Hand winkend. „Still! es geht vorüber!“ — Krampfhaft hielt er sich am Stuhle fest und wies jede Hilfeleistung zurück . . .

Mit der ängstlichsten Spannung umstanden ihn Eleonore und der Graf, und auch Lindner war erschrocken und überrascht . . . Mehrere Minuten vergingen so unter lautloser Stille, endlich schien sich der Herzog zu erholen, das Zittern ließ nach, die Glieder, die von einem Krampf gefesselt zu sein schienen, bewegten sich freier . . .

„Es ist vorüber!“ sprach er sich umsehend, aber mit einem so finsteren Ausdruck, daß Alle unwillkürlich einen Schritt zurückwichen.

Er blieb noch eine Weile, ohne jedoch etwas zu sprechen, und ohne daß die Leichenbläße aus

seinem Antlitz verschwunden wäre, dann nahm er einen Armleuchter vom Tische, blickte Jeden noch einmal an, mit einer solchen Leere im Auge, einer so völligen Apathie, daß man hätte glauben mögen, er sei gänzlich bewußtlos; er verabschiedete sich aber mit den klar gesprochenen Worten: „Ich geh' allein! Senden Sie mir Niemand nach. Mein Zustand kann Sie beruhigen, er ist nicht gefährlich. Gute Nacht!" —

Er ging, von allen Blicken gefolgt. —

Achtzehntes Capitel.

Es ist sehr begreiflich, daß der eben erlebte Auftritt von den Zurückbleibenden noch lange besprochen wurde ... Man rieth hin und her und erging sich in den weitesten Muthmaßungen. Was hatte den Herzog angewandelt? Was war ihm geschehen? Diese und ähnliche Fragen wurden gestellt, aber Niemand wußte darauf eine richtige Antwort zu geben; selbst der Minister nicht, der am längsten um seine Person gewesen, nie aber noch von einem solchen Anfalle erfahren. Sehr unruhig blieb

Eleonore, die nur schwer dem Gebote des Herzogs gehorchte, daß ihm Niemand folgen solle!

Zufällig war in jenem Moment kein Diener anwesend, und der Minister machte es seiner Tochter wie Lindner zur Aufgabe, über den ganzen Vorfall zu schweigen. Nachdem er noch Vorkehrungen getroffen, daß in der Nähe der herzoglichen Gemächer die Nacht hindurch Leute zu wachen hatten, begab sich Jeder in sein Zimmer.

Lindner machte noch vorher einen Versuch, Arthur zu sprechen; er fand aber die Thür zu ihm verschlossen. Vom Schlaf geflohen, voll mannigfacher Vorstellungen, horchte er zuweilen hinaus auf den Corridor, in der Erwartung, daß das Ereigniß einträte, das er jenem mit dunklen Worten verkündet, aber nichts ereignete sich in den Stunden der Nacht, alles blieb still und geräuschlos. —

Am andern Tage früh erwacht, war seine erste Sorge, Arthur wiederholt aufzusuchen; er fand ihn aber nicht mehr zu Hause. Wie der Diener sagte, habe der junge Graf mit der Morgendämmerung das Schloß verlassen, ohne eine Zeit der Rückkehr zu bestimmen. Lindner fühlte sich durch diese Nachricht sehr beunruhigt, weil er noch immer nicht erfuhr, welches Resultat das Gespräch Arthur's mit

seinem Vater genommen, ein Resultat, das zu wissen ihm am Herzen lag. Gern wäre er nach Hellborn hinübergeeilt, doch fürchtete er, den jungen Grafen dort zu treffen, und diese Begegnung könnte möglicherweise dessen Argwohn erwecken.

Mit Ungeduld wartete er nun die Stunde ab, wo ihn der Minister gewöhnlich rufen ließ, aber auch diese verfloß, ohne daß es geschah. Dagegen traf er im Schloßpark, wohin er sich begeben, mit dem Herzog zusammen, der seine Morgenpromenade machte, und sich von seinem gestrigen Anfalle gänzlich erholt zu haben schien; keine Spur davon war in seinem Gesichte zu lesen, wie sonst verrieth die übermüthig aufgeworfene Oberlippe den Mann, der das Leben herausforderte, die ganze Erscheinung die volle strotzende Gesundheit.

Lindner war dem Herzog seit langem bekannt, es hatte ihn dieser selbst zu mancherlei Commissionen zwischen sich und dem Minister verwendet und als ein sehr taugliches Subject bezeichnet, doch war er ihm seit länger aus dem Gesicht gekommen. Er fixirte ihn jetzt, als jener ehrerbietig grüßend vorüberging, und rief ihm nach: „Herr Lindner!"

Im Augenblick stand dieser vor ihm: „Hoheit befehlen?"

„Begleiten Sie mich ein Stück!“

Während dieß geschah, zu Anfang, sprach der Herzog von sehr gleichgültigen Dingen, endlich bemerkte er: „Sie waren ja gestern mit uns im Hellborner Theater, wie haben Sie Sich unterhalten?“

Lindner errieth sofort, wo er hinaus wollte, war aber nicht gefällig genug sich zu verrathen, und meinte: „Im Ganzen wurde sehr schlecht gespielt; das deutsche Theater geht ziemlich seinem Verfall entgegen.“

„Mit rapiden Schritten,“ bestärkte der Herzog. Doch hatte er keine Lust, über diese Sache mehr als seine Ueberzeugung vom Verfall kurz auszusprechen, er fuhr deßhalb seinen Absichten entsprechender fort: „Ich habe unter den Darstellern eine Dame bemerkt, die in jene Sphäre nicht paßt. Der Zettel nannte Fräulein Müller.“

Diese Worte wurden halb fragend gesprochen, Lindner that aber als wäre er nur zum Hören da, und antwortete nicht.

„Sie hat ein entschiedenes Talent,“ meinte der Herzog nach einer Pause. „Meine Hofbühne könnte sie recht gut verwenden und zu ihrer Ausbildung beitragen, glauben Sie nicht?“

Nun mußte Lindner antworten. Er sagte:

„Hoheit sind als ein großer Kunstkenner bekannt, und ich bin versichert, daß Sie Sich über das Talent von Fräulein Müller nicht täuschen.“

„Dann wäre zu erforschen, ob sie auch will?“ äußerte dieser, indem er Lindner forschend betrachtete.

„Es wird Eure Hoheit nur ein Wort kosten —“

„Das möcht’ ich eben nicht. Ich habe meine Gründe, die mir verbieten, wenigstens so lange mein Aufenthalt in Ellern dauert, in directe Verhandlungen mit Fräulein Müller zu treten.“

Lindner errieth, daß diese Gründe aus Rücksichten für Gräfin Eleonore entsprangen und daß er diese Verhandlungen leiten solle. Er sah keinen Umstand, der ihm dieß verböte, ja möglicher Weise konnte er aus der Situation Nutzen ziehen, er erwiederte deßhalb zuvorkommend: „Wenn Hoheit über meine Person verfügen wollen —“

„Das möcht’ ich allerdings, doch muß ich auf Ihre Discretion rechnen können, wie ich Sie meines besondern Dankes versichere.“

„Seien Hoheit überzeugt, daß über die Unterhandlungen Niemand etwas erfährt —“

„Suchen Sie vor Allem zu erforschen, ob Fräulein Müller auch geneigt ist, ihre Stellung zu

verändern. Sie werden ja Mittel und Wege finden, zu ihr zu gelangen."

„Bei einem Auftrage von Euer Hoheit, gewiß," bemerkte Lindner etwas boshaft. Doch es lag ihm daran dieß zu wissen — „wie lange gedenken Sie, gnädigster Herr, noch auf Schloß Ellern zu verweilen?"

„Nur wenige Tage. Sobald Sie Fräulein Müller gesprochen, geben Sie mir Nachricht."

Lindner versicherte, seinen Auftrag schnell zu erfüllen. —

Sie waren inzwischen aus den Baumgängen des Parkes getreten, und vor ihnen öffnete sich eine freie Aussicht, mit einem Feldwege, der sich in zwei Richtungen spaltete. Während sie hier verweilten und der Herzog die Gegend musterte, kam ein Reiter langsam den einen Weg daher geritten. Seine Gestalt war ungewöhnlich hoch, aber ebenmäßig und kräftig, die breiten Schultern deuteten auf eine seltene Muskelkraft. Der Kopf hatte ebenfalls fast zu starke Züge, doch war der Ausdruck im Ganzen nicht häßlich und er gewann bei längerer Betrachtung. Die braune Gesichtsfarbe paßte zu dem vortrefflich, und wer etwa bei der so männlichen Erscheinung von Furcht angewandelt wurde, der durfte nur in die

hellen blauen Augen blicken, um sogleich beruhigt zu werden; gutmüthigere konnte es nicht leicht geben. Gekleidet war der Herr sehr einfach. Ein bis an den Hals zugeknöpfter Rock von dunklem Tuch, schwarze Cravatte, einen eben solchen, runden Hut über den blonden Haaren, rehfarbene Beinkleider, und bis über's Knie reichende Stiefel von glänzendem Leder bildeten seine Toilette. Das Pferd, das er ritt, war eines der schönsten, das man sehen konnte.

Schon aus geraumer Ferne bemerkte der Reiter den Herzog und dessen Begleiter. Er fixirte Beide scharf und plötzlich gab er seinem Pferde die Sporen, wie ein Pfeil schoß er daher, und hielt.

„Ah, Graf Schacht!" rief ihm der Herzog entgegen, während jener ehrerbietig den Hut zog.

„Zu dienen, Hoheit, und ich schätze mich glücklich nach meiner Rückkehr von Berlin, Sie zuerst zu begrüßen."

„Sie werden große Freude auf Schloß Ellern erregen."

„Meinen Euer Hoheit?"

„Gewiß. Noch gestern war zwischen mir und dem alten Herrn von Ihnen die Rede."

„Das wäre schon gut," bemerkte Graf Schacht,

„doch — —" er stockte und durch die braune Farbe seines Gesichts drang eine brennende Röthe.

„Ah, ich errathe Ihre Gedanken!" lachte der Herzog. „Steigen Sie nur herab und begleiten Sie mich durch den Park, dann will ich Ihnen mehr erzählen."

„Hoheit vergessen, daß ich zu Pferde bin."

„— Vielleicht —" der Herzog heftete einen Blick auf Lindner, der wenige Schritte davon ganz im Anschauen der Natur vertieft zu sein schien, als wollte er fragen, ob dieser sich nicht dazu verstehen würde, das Pferd des Grafen zu übernehmen, und auf dem vorgeschriebenen Wege nach Ellern zu reiten. Lindner jedoch, in keiner zuvorkommenden Laune, that, als sähe und höre er nicht, was in seiner nächsten Nähe vorging.

Der Herzog, dem es darum zu thun war, von dem Grafen begleitet zu werden, sah sich endlich zu einer directen Aufforderung genöthigt, der sich Lindner nicht gut entziehen konnte. Der Graf stieg ab, und er übernahm das Pferd.

Bald waren der Herzog und Herr von Schacht hinter den Bäumen des Parks verschwunden. Lindner blickte ihnen gedankenvoll nach, dann bestieg er langsam das kostbare Pferd und plötzlich von einem

Gedanken angeregt, ritt er eine andere Richtung als nach Ellern — er schlug den Weg nach Hellborn ein. Er rechnete sich aus, daß er mindestens eine Stunde Zeit habe, bevor der Besuch des Grafen auf dem Schlosse beendet sein könne, es war sogar wahrscheinlich, daß sich der Besuch bis in die Nacht hineinziehen würde. Diese Zeit wollte Lindner benutzen. Die Umstände drängten so gewaltsam, daß er nicht länger säumen zu müssen glaubte, und diese eigenmächtige Handlung vor sich entschuldigte.

Er zögerte wohl anfänglich, und ein nie gekanntes Gefühl zog ihn dem Grafen nach, ihn, den er bereits haßte und nun zu fürchten anfing; aber bald trieb er das Pferd hastig an, in der Ueberzeugung, daß für ihn das Wichtigste augenblicklich in Hellborn zu thun. Daß der Herzog plötzlich ein Protector des Grafen geworden, war ihm klar, und dafür hätte er sein ärgster Feind werden können. Er errieth die Gründe recht gut, die jenen zu einer neuen Rolle bestimmten, nach dem er bis jetzt Alles gethan, um der Neigung des Grafen zu Eleonore Hemmnisse in den Weg zu legen; sie summirte sich einfach in der Erscheinung Theresens, die den Herzog fesselte; er wollte mit guter Manier seine Beziehungen zu der Comtesse auflösen. Diese Beziehungen

ihm vielleicht unter allen Schloßbewohnern allein und seit länger bekannt, hatten Lindner bis jetzt, wenn auch nicht ruhig doch unbesorgt gelassen, da er der Gräfin zu viel Charakter und weibliche Würde zutraute, als daß er hätte annehmen mögen, sie habe sich etwas vergeben, dabei ganz außer Acht lassend, daß der übergroße Stolz zunächst dem Falle steht. Wenn er nun bisher gegen das Verhältniß des Herzogs zu Eleonoren operirt hatte, so war das aus tiefliegenden Motiven unter eiserner Maske geschehen, die aber jetzt unter so unerwarteten Umständen sich gewaltsam Luft zu machen anfingen, nachdem sie so lange zurückgehalten worden.

Jede menschliche Kraft hat ihre Grenze, und jedes mächtige Gefühl drängt endlich nach Mittheilung. Die Leidenschaft der Liebe oder des Hasses bis dahin geheim gehalten, bricht sicher einmal, und wär' es zuletzt in der äußersten Stunde des Lebens, hervor . . .

Erregt wie noch nie, gefoltert von bitteren Vorstellungen, jagte Lindner wie der Wind dahin, und bald hielt er in Hellborn. —

Ende des ersten Bandes.

IV.

W. H. Landt's „Erinnerungen."
1855. 2. Heft.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller. Herausgegeben von J. L. Kober.

Wenn ein Unternehmen in der Bezeichnung „zehnter Jahrgang" das Zeugniß sowol seiner steten und zunehmenden Beliebtheit wie seines gründlichen Werthes an der Stirne trägt, so ist es ihm offenbar gelungen, sich, von fester Hand gesteuert, aus der drängenden, treibenden Fluth ephemerer Versuche ähnlicher Art hinaus und in den sicheren Port der allgemeinen Anerkennung gerettet zu haben.

Wenn es sich aber darum früge, wie es gekommen, daß dieß bescheidene Unternehmen aus den obscursten Anfängen und trotz der Ungunst der in dieß Decennium fallenden sturmbewegten Jahre zu einem frisch grünenden Sammelwerke emporgeblüht und zu dem Rendezvous der anerkanntesten sowol als der strebendsten Kräfte des weiten Vaterlandes geworden: so gäbe es immer nur die Eine Antwort, daß dieser ungewöhnliche Erfolg aus der strebsamen Thätigkeit des Gründers dieses Unternehmens resultire, der sich mit seltener Umsicht und richtigem Takte sein Publikum zu schaffen verstand. Zu schaffen, sagen wir; denn es bestand dieß ursprünglich zumeist aus jenen enfants perdues, die abseits von allen geistigen Verbindungswegen verloren und vergessen in Gegenden lebten, auf die nie eine Tangente der litterarischen Welt gefallen: nachdem aber das Album heimisch geworden in den einsamen Försterswohnungen, Glashütten und Eisenhämmern unserer Wälder, in den hochgelegenen Zollhäusern unserer Grenzmarken, und in den versteckten industriösen Etablissements des „Landes," schlug es seinen

Missionsweg auch auf offener Straße ein und pochte an die Thore der Städte, immer bescheiden und sogar ohne das herkömmliche „Klappern“: und siehe! es ward ihm aufgethan und heute ist es ein lieber Gast allüberall, sogar im weitern Vaterlande geworden.

Daß es solcher Gunst werth, zeigt ein flüchtiger Ueberblick seiner Mitarbeiter für diesen Jahrgang.

Von dessen 24 Bänden sind bereits fünf erschienen. Der erste: „Ein Mord in Riga,“ von C. Holtei, brachte ein anziehendes Sittenbild aus den an Rußland gekommenen norddeutschen Gauen. Der zweite und dritte: „Der Held der Zukunft,“ von L. Schücking, ein köstliches, humor- und pointenreiches Gemälde modern socialen Treibens und Ringens; der vierte: „Das Forsthaus,“ von A. Bölte, eine liebliche Idylle und der fünfte unter dem Collectivnamen „Aus der See,“ drei wundersame, tief poetische und überaus schöne Märchen von F. Gerstäcker. Wenn, wie zu hoffen, die nacherscheinenden Bände sich den erwähnten würdig anreihen, so kann dem Album nur das günstigste Prognostikon gestellt werden.

V.

C. Dräxler-Manfred's „Die Muse.“

Nr. 13. 13. Februar 1855.

Wir wenden uns nun zu dem „Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober,“ welches uns in den neuesten Lieferungen eine bunte Reihe von Novitäten vorführt. Karl von Holtei, der vielgewandte Schriftsteller, giebt eine Art Criminalgeschichte unter dem Titel: „Ein Mord in Riga,“ deren Verlauf wir mit vielem Interesse verfolgen. Neben der Schilderung nordischen

Städtelebens ist es besonders das Schicksal eines armen Teufels, eines russischen Leibeigenen, das uns mit Theilnahme erfüllt. Unschuldigerweise des Raubmordes eines alten Kaufmanns in Riga, in dessen Diensten er steht, angeklagt, sind die Indicien gegen ihn so sprechend, daß sich den Richtern die moralische Ueberzeugung seiner Schuld gewissermaßen aufdrängt. Da er aber standhaft läugnet, muß er so viel Qualen während der Untersuchungshaft erdulden, daß er sich endlich von physischer Erschöpfung überwältigt für schuldig bekennt. Erst vor dem Tage seiner Verurtheilung kommt man auf die eigentliche Spur des Mordcomplots; Ivan's Unschuld stellt sich heraus, der Fall erregt allgemeine Theilnahme an seinem Schicksal; er kommt als Diener an die Stelle dessen, der den Verdacht des Mordes so geschickt auf ihn zu wälzen wußte und findet in der Behandlung seiner neuen Herrschaft reichlichen Ersatz für alle ausgestandenen Leiden, während der Andre der gerechten Strafe überantwortet wird. Der Verfasser fährt nun fort, uns mit den weitern Schicksalen Ivan's, an dem wir nur in so fern ein Interesse nehmen, als er in der Mordgeschichte verwickelt ist, zu unterhalten. Nachdem er ihn noch verschiedentliches Mißgeschick erdulden läßt, führt er ihn endlich zum Ziel einer glücklichen Verheirathung und uns zum Schlusse eines Büchleins, dessen Inhalt wir so lange mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten, als uns der verwickelte Criminalfall in Anspruch nahm.

M.

VI.

„Brünner Zeitung“
Nr. 16. den 20 Jänner 1855.

Das in Prag vom Herrn Kober herausgegebene Album einer Bibliothek deutscher Originalromane, dessen wir

in diesen Blättern auf das Rühmlichste zu erwähnen oftmals schon Gelegenheit hatten, bewährt auch im zehnten Jahrgange seinen wohlerworbenen guten Ruf. Holtei's „Mord in Riga," eine höchst interessante, gut geschriebene Criminalgeschichte, des geistreichen Levin Schücking's, dem höhern deutschen Gesellschaftsleben entnommener und mit glänzendem Colorit ausgeführter Roman: „Der Held der Zukunft" sind die ersten wohlgelungenen dießjährigen Gaben des „Albums." In rascher Folge schließen sich daran die uns eben zugekommenen zwei Bändchen: „Das Forsthaus," von der durch ihr „Visitenbuch eines deutschen Arztes in London" rühmlichst bekannten Erzählerin Amely Bölte, und des trefflichen Reisenden und Reisebeschreibers Gerstäcker's drei Erzählungen: „Aus der See." Wir können dieser neuen Spende einer glücklichen Muse die beste Aufnahme im gebildeten Leserkreise mit Sicherheit vorhersagen, und so kann Kober's „Album" sowohl durch das, was es bereits in diesem Jahre gebracht, als was es von den besten deutschen Namen, wie Theodor Mundt, Alfred Meißner, Bernd v. Guseck, Carl Gutzkow u. m. a. zu Erwartende verkündet, auf eine weit verbreitete Theilnahme in vollkommen gerechtfertigter Erwartung sicherlich rechnen.